



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 9 September 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, September 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 9

Köln, 15. September 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Rita Tushingham in „Bitterer Honig“. Foto: Europa-Film





SOLIDARITÄT Aktion der deutschen Gewerkschaften für die algerischen Gewerkschaften

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat als Ausdruck der internationalen Solidarität und zur Förderung des kollegialen Verhältnisses zwischen den Arbeitnehmern von Algerien und der Bundesrepublik eine Solidaritätsmarke zugunsten der mannigfaltigen und schwierigen Aufbauarbeiten der Algerischen Gewerkschaft (UGTA) ausgegeben.

Die Kollegen in Algerien begrüßen es, daß ihre deutschen Kollegen sie in ihrer Aufbauarbeit bei der Beseitigung der Not, die die algerischen Arbeitnehmer und ihre Familien durch den jahrelangen Krieg erleiden mußten, unterstützen.

Die maßgebenden Gewerkschaften Algeriens erwähnten wiederholt, daß sie großen Wert auf den Vertrieb in den Betrieben und Büros legen, weil dadurch die deutschen Arbeitnehmer auf die algerischen Probleme aufmerksam gemacht werden.

Die Solidaritätsmarken werden von den Gewerkschaften zum Preise von 20 Pf das Stück verkauft.

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes erwartet, daß sich alle Gewerkschaftsmitglieder an dieser Aktion beteiligen.

Übt Solidarität!



Walter Fabian,

Freund und Mitarbeiter unserer Zeitschrift, Vorsitzender der Deutschen Journalisten-Union und Schriftleiter der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“, wurde am 24. August 60 Jahre.

Dem tapferen Kollegen, der seit nun über 40 Jahren im Dienste der Freiheit der Presse, der friedlichen Verständigung der Völker und der Durchdringung unserer Gesellschaft mit sozialer Gerechtigkeit steht, wünscht „aufwärts“ noch viele Jahre einer intensiven und erfolgreichen Tätigkeit.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.



Der junge Bauarbeiter ist tot

Peter Fechter

Da lag ein Mensch, Bauarbeiter, achtzehn Jahre alt, der um Hilfe schrie. Es war ihm nicht gelungen, ganz über die Mauer in Berlin zu kommen. In letzter Sekunde fielen die Schüsse, die ihn zurückfallen ließen in den Teil Deutschlands, den er durch die Flucht verlassen wollte. Er war nicht sofort tot. Er schrie in seiner Qual um Hilfe. Nach einer Stunde war er verblutet. In der Nähe des Tatorts standen die Mörder, die nur allzu gut gezielt hatten, es standen dort Westberliner Polizisten, die beschossen werden, wenn sie sich in ostzonales Gebiet begeben, es standen dort auch amerikanische Soldaten, die das Recht zum Betreten ostzonalen Gebietes haben. Aber keiner kam dem jungen Menschen zu Hilfe. Der amerikanische Offizier entschuldigte sich damit, daß er keinen Befehl zum Einschreiten habe.

So verblutete der junge Mensch Peter Fechter. Es war nur ein Mensch, aber an seinem Schicksal entzündete sich erneut die Frage nach Befehl und Gewissen. Der Offizier hatte keinen Befehl. Aber er hatte doch ein Gewissen, das ihm mahndend hätte sagen müssen: da ist ein Mensch, dem vielleicht noch geholfen werden kann. Nichts geschah. So mußte Peter Fechter sterben. Vielleicht wäre er ohnehin gestorben. Vielleicht...

In den folgenden Tagen bewarfen junge Demonstranten sowjetische Autos mit Flaschen und Steinen und beschimpften amerikanische Soldaten. „Geht doch nach Hause!“ wurde den amerikanischen Soldaten zugerufen.

Und hier wird es sehr bedenklich. Denn es wurde vergessen, daß der Abzug der alliierten Truppen ja ein Ziel derjenigen ist, die Peter Fechter ermorden und verbluten ließen, deren Soldaten die tödlichen Schüsse abgaben. Westberlin – wahrscheinlich auch die Bundesrepublik – wären verloren, wenn die alliierten Truppen wirklich abziehen würden.

Vergessen wurde, daß Westberlin ein Punkt ist, an dem über Krieg und Frieden entschieden wird. Die Freiheit Westberlins wird von den Amerikanern garantiert. Hört diese Garantie einmal auf, so ist es um die Freiheit Westberlins geschehen. Wahrscheinlich werden in Zukunft noch mehr Tote an der Mauer liegen, wahrscheinlich werden noch schlimmere Dinge passieren, die uns die Zornesröte ins Gesicht treiben. Aber wir wollen nicht vergessen, daß Amerika ein militärisches Risiko nur eingehen wird, wenn die Gegenseite Aktionen durchführt, die Westberlins Freiheit beseitigen würden. Hier entscheiden dann die Amerikaner über Krieg und Frieden. Welch eine Bürde.

Was aber ein neuer Krieg, der wahrscheinlich in einen Atomkrieg einmündet, bedeuten würde, das ist in dieser Zeitschrift schon oft geschrieben worden. Es ist möglich, daß er die ganze Erde vernichtet.

Der junge Peter Fechter ist grausam gestorben. Die Jugend Westberlins hat ihrer Empörung Ausdruck gegeben. Das gereicht ihr zur Ehre. Wo passiert es heute schon, daß sich wegen eines einzelnen Menschen die Gemüter noch erregen? Sie hat ferner, als ihr die politische Tragweite ihrer Zornesausbrüche klar wurde, davon abgesehen. Auch das gereicht ihr zur Ehre.

Es wäre möglich, daß Chruschtschow angesichts der Lage in Berlin, die ihn eventuell in eine gewaltsame Auseinandersetzung hineinzieht, den Schießbefehl aufheben läßt. Man sollte ihn aber auch mehr denn je darauf hinweisen, daß es nicht genügt, wenn die Stalin-denkmäler gestürzt werden, aber in seinem Namen die Unmenschlichkeit an der Zonen-grenze Triumphe feiert.

Hans Dohrenbusch

Leserbriefe

„Die Entgleisungen Prof. Thielickes“ in „aufwärts“ Nr. 7 vom 15. 7. 1962.

Sehr geehrte Herren!

Wenn man bedenkt, wie sehr die Protestreaktion der IG Metall auf Prof. Thielickes 17.-Juni-Rede der Gewerkschaft schon geschadet hat, dann ist es nachgerade unverständlich, wie ein Mann in der Stellung Rosenbergs – und mit ihm „aufwärts“ – sich und den DGB mit seinem Artikel „Die Entgleisungen Prof. Thielickes“ („aufwärts“ Nr. 7 vom 15. 7. 1962) derart bloßstellen konnte.

Als ob es darauf ankäme, ob eine Rede, die den Menschen meint und an unser aller Gewissen gerichtet ist, am 17. Juni oder am 1. Mai gesprochen wird.

Einfältig und politisch dumm kann allein der Versuch gewertet werden, ausgerechnet die Gewerkschaften aus dem großen Kreis derer, die angesprochen waren, herauszunehmen. Der Verweis dieser Rede, die alle angeht, in eine Parteiversammlung muß sehr zu denken geben, weil hierin so überdeutlich ein häufiger Vorwurf bestätigt wird: nämlich, daß es Leute gibt – Leute in einflußreichster Stellung –, die nicht fähig sind, sich über partei- und gruppenpolitisches Denken aufzuschwingen, nicht einmal angesichts einer Rede, deren Niveau über eine so niedrige Kritik erhaben ist.

Es ist höchst unwahrscheinlich, daß der Artikelschreiber der Rede Thielickes so verständnislos gegenübersteht, wie es seinem Artikel nach den Anschein hat. Um so schlimmer, wenn er uns wider besseres Wissen etwas vorzumachen versucht.

Die Ungeschicklichkeit und Hilflosigkeit, die aus einem solchen vergeblichen, verfehlten und noch dazu überflüssigen Bemühen sprechen, stellen unweigerlich einen Bumerang dar. Der Artikel „Die Entgleisungen Prof. Thielickes“ könnte zum Beweis manchen bösen Vorwurfs von Gewerkschaftsgegnern wirksam und überzeugend gegen den DGB verwendet werden; er ist deswegen so bedenklich und gefährlich.

Heinz Beyer

Betr.: „aufwärts“ Nr. 7 vom 15. Juli 1962 Ihr Artikel: „Reisender, kommst du nach Spanien“

Sie haben mit diesem Artikel ein Thema angestimmt, das sehr aktuell ist, und sie haben glücklicherweise ein Beispiel gewählt, das zum Nachdenken anregt. Dies meine ich, weil gerade Spanien als eines der bevorzugten Reise-länder der Bundesrepublikaner gilt.

Die meisten Leute denken bei der Diskussion dieses Themas – Besuch von diktatorisch regierten Staaten – nur an die Ostblockländer und antworten meist spontan mit „Nein“. Am besten sieht man das in Berlin, wo viele Besucher Westberlins sich weigern, den Osten der Stadt zu besuchen, weil sie sich fürchten, dadurch mit ihrem Geld den Stacheldraht für die Bevölkerung der DDR zu bezahlen.

Dabei gibt es keine bessere Möglichkeit, sich über die Nachteile einer Diktatur und die Vorteile einer Demokratie zu informieren, als den Besuch eines autoritären Staates. Umgekehrt hat man nur dadurch die Möglichkeit, eben diese Staatsangehörigen von den Vor- und Nachteilen zu überzeugen, denn sie dürfen ja nicht zu uns reisen oder zumindest doch nur sehr selten.

Was ich jetzt von Ostberlin und der DDR sagte, gilt m. E. in gleicher Weise auch für faschistische Staaten wie Spanien und Portugal. Darum bin ich für den Besuch dieser und aller anderen Länder. Man darf nur nicht den dummen Fehler begehen, den unsere Wirtschaftswunderkinder meistens machen, und in Spanien nur die Sonne suchen und finden und ansonsten das Land und die Bevölkerung völlig vergessen. Damit erreicht man dann tatsächlich nur, daß man das Geld diesem Unrechtsregime in den Rachen wirft, das hiermit seine Herrschaft weiter festigen kann.

Burkhard Doempke

Der Ferienjob ist gefährlich

Karlheinz ist sechzehn und ein langauf-geschossener Schüler der siebten Klasse. Im Gymnasium kommt er gerade mit, und bei der Versetzung hat es einige Schwierigkeiten gegeben. „Der Junge ist so nervös, er kann sich so schlecht konzentrieren!“ sagte seine Mutter damals dem Klassenleiter. In den Ferien sollte er deshalb aufs Land. Viel Schlaf, Ruhe, Waldluft und tägliche Wanderungen würden Wunder wirken bei den Zensuren, hatte der Arzt prophezeit.

Karlheinz überlegte es sich anders. Karlheinz fuhr nicht in den Schwarzwald. Karlheinz ging als Hilfsarbeiter in die Maschinenfabrik. Er hat sich ausgerechnet, daß er dort über fünfhundert Mark verdient. Und das ist die Summe, die ihm noch fehlt, um das große Filmgerät anzuschaffen, von dem er schon lange träumt.

„Die Arbeit ist bestimmt zu schwer für dich!“ klagte die Mutter. „Denke doch, wie untergewichtig du bist!“ Aber Horst, Karlheinzens Freund, war auch angenommen in der Fabrik. „Und überhaupt, fast alle aus meiner Klasse machen Ferienarbeit!“ konterte der Junge.

schulklassen besorgten sich in Scharen Arbeitsplätze als Austräger, Putzer und Laufburschen. Alle wollten das erhoffte „große Geld“ verdienen, das sie weit mehr bewegte als Zeugnisse und Zensuren.

Vergeblich warnten schon in den Vorjahren Lehrer, Elternvereinigungen, Psychologen und Ärzte. Wie eine Seuche ist die Verlockung des Geldmachens über die Schuljugend gekommen. Es ist Mode, seine Ferien auf dem Bau, am Fließband oder im Büro zu verbringen. Der Nebenmann hat ein Tonbandgerät, darum braucht man auch eins. „Alle“ fahren Moped, also will man sich eines verdienen in den Ferien. Und das Mädchen, das den Kleiderluxus der Mitschülerinnen nicht mitmachen kann, stand deshalb sechs Wochen lang als Hilfsarbeiterin am Fließband. Nun hat es genug verdient für das schicke Strandkostüm und die ersehnten Schuhe aus Italien!

Nicht wenigen Eltern imponiert diese Selbstständigkeit ihrer Kinder. Andere wieder sind froh über die wirtschaftliche Entlastung. Wenn

großen Ferien; auch zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten drängen sich nicht wenige Jungen und Mädchen beim Arbeitsamt, um schnell irgendwo einen Hundertmarkschein oder mehr zu verdienen!“

„Darüber hinaus droht der ‚Werksschüler‘ auch während der Schulzeit zu einem fatalen Begriff zu werden“, berichtet der Schulmann. „Allein an meiner Anstalt habe ich in den letzten Monaten in Dutzenden Fällen festgestellt, daß Schüler der Oberklassen bis in die Nacht hinein oder in aller Morgenfrühe vor dem Unterricht einer strapaziösen Lohnarbeit nachgingen!“

Abgesehen von dem heute gut bezahlten, ganz systematisch betriebenen Nachhilfeunterricht betätigen sich Oberschüler häufig während des ganzen Jahres vornehmlich als Musiker und Organisten, Zeitschriftenverteiler, Film- und Theaterstatisten sowie als halbtägige Bau- und Gartenarbeiter.

Kann und darf die Schule den Ferienjob untersagen? Darüber haben umfangreiche Unter-

agogische Gründe dies erforderlich erscheinen lassen.

Das aus den Schulverfassungen abgeleitete Recht, bei groben Überforderungen einzuschreiten, kann sich jedoch stets nur auf den Einzelfall beziehen. Wenn die schulische Arbeit eines Schülers nicht ersichtlich leidet durch seine Ferienbetätigung, ist die Schule nicht berechtigt, ihre Ansicht über Wert und Unwert der Ferienbeschäftigung mit schulisdisziplinären Maßnahmen den Eltern gegenüber durchzusetzen.

Die Verantwortung für eine sinnvolle Urlaubsbenutzung bleibt damit Sache der Väter und Mütter. Die Direktorate der Ober- und Mittelschulen wurden veranlaßt, in den Elternversammlungen nachdrücklich auf die negativen Erfahrungen mit dem Ferienjob hinzuweisen. Vor allem sollen die Schulen den Eltern ans Herz legen, bezahlte Ferienarbeit niemals Kindern zu erlauben, die zu jenen rd. 60 v. H. nervösen, konzentrationschwachen oder in Wachstumschwierigkeiten befangenen Schülern gehören, die jüngst Münchner Ärzte bei



„Das ist interessant – und anders komme ich nie zu meinem Filmapparat. Oder willst du ihn mir kaufen?“

So vertauschte Karlheinz die Anspannung der Schule mit der Anspannung der Fabrik.

Zwar war die Arbeit dort längst nicht so kräfteverschleißend wie auf dem Bau, für den sich die Mehrzahl seiner Klassenkameraden entschieden hatte. Dennoch fiel er abends wie ein Stein ins Bett. Der Lärm und die verwirrende Fülle unbekannter Maschinen zerrten so sehr an seinen Nerven wie sonst nur Klassenarbeitstage. Hinzu kam der Ehrgeiz, den neuen Kollegen zu beweisen, daß der „Student“ das Tempo hielt. Ein paar Witze in dieser Hinsicht ließen ihn empfindlich werden.

In der Schule ist Karlheinz gewöhnt, alle 45 Minuten das Thema zu wechseln. Im Betrieb aber hatte er sich den ganzen Tag über auf eine ewig gleiche, mechanische Arbeit zu konzentrieren. Kein Wunder, daß er alle Willenskraft aufbieten mußte, um nicht schlapp zu machen!

Die Folge ist nun, daß die Schule einen noch nervöseren, in seinen Kräften weit überforderten Schüler zurückhält. Einen Schüler, der für seine Klasse Ballast bedeutet. Der unlustig und übermüdet in seiner Bank sitzt, anstatt erholt, frisch und aufmerksam mit der Schularbeit zu beginnen!

Karlheinz ist kein Einzelfall. Hunderttausende Jungen und Mädchen jeden Alters huldigten in diesem Jahr dem „Ferienjob“. Nicht nur Gymnasiasten und Mittelschüler. Selbst die Zwölf- und Dreizehnjährigen der letzten Volks-

die Kinder schon soviel brauchen, dann sollen sie auch dafür aufkommen, sagen sie.

Verständliche Auffassungen, doch übersehen die Väter und Mütter, die so reden, daß ihre Kinder **bereits einen sehr anstrengenden Beruf ausüben**. Den des Schülers nämlich, von dem gerade auf den Elternabenden immer wieder berichtet wird, wie sehr er an den Kräften zehrt, ja, daß er die Jugend überfordere!

Immer wieder beschäftigt sich die öffentliche Meinung mit der Tatsache, daß an vielen Schulen keine Zeit bleibt, gründlich die jüngste Geschichte durchzunehmen, die doch so wichtig ist für die Staatsbürger von morgen.

Und da sollten wir plötzlich Zeit haben, den Schulbetrieb zugunsten wochen-, ja monatelanger Fabrikarbeit zu unterbrechen? Das kann nur annehmen, wer glaubt, die Ferien seien für den Lehrer da. Das Gegenteil jedoch ist richtig. Die große Ruhepause nach der anstrengenden Zeit der Klassenarbeiten wurde als Ergebnis jahrzehntelanger pädagogischer Erprobung und Erfahrung eingeführt. Sie entspricht durchaus den Erfordernissen der jugendlichen Konstitution.

Wer diese wohlgedachte Freizeit zweckentfremdet, nimmt der Schule etwas, das ihr gehört und dessen sie dringend bedarf, sollen wir nicht wieder eine ahnungslose Generation heranwachsen lassen.

„Falsche Großzügigkeit hat in den letzten Jahren zu unhaltbaren Zuständen geführt“, sagte uns Oberstudiendirektor O., der Leiter einer großstädtischen Oberschule. „Dabei handelt es sich längst nicht mehr allein um die

haltungen zwischen unseren Schulministern und dem Bundesarbeitsministerium sowie der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung stattgefunden. Dabei wurde von seiten der Gewerbeaufsicht festgestellt, daß bei Jugendlichen über 14 Jahren lediglich die Beschäftigung mit **gefährlichen** Arbeiten untersagt oder durch Bedingungen eingeschränkt werden kann. Darüber hinausgehende gesetzliche Grundlagen gibt es nicht.

Das Bundesarbeitsministerium und die Arbeitsverwaltung vertreten jedoch nachdrücklich den Standpunkt, daß Ferienarbeit jugendlicher Schüler in Gewerbebetrieben **dem Sinn der Schulferien widerspricht**. Es darf daher nicht Aufgabe der Arbeitsämter sein, bei der Vermittlung von Schülern initiativ tätig zu werden, wie dies in den letzten Jahren mitunter geschehen ist.

Allerdings fehlt auch hier die gesetzliche Möglichkeit, eine verlangte Vermittlung grundsätzlich abzulehnen. In Einzelfällen dürfte die Einschaltung der Arbeitsbehörde sogar zweckmäßig sein, weil damit einigermaßen gesichert wird, daß die gewünschte Tätigkeit dem Leistungs- und Entwicklungsstand der Körperarbeit kaum gewohnten Jugendlichen entspricht.

In einigen Bundesländern haben nun in diesem Jahr die Unterrichtsministerien festgestellt, daß nach den allgemeinen Schulordnungen gewerbliche und sonstige entgeltliche Tätigkeit nur mit Genehmigung des Anstaltsleiters gestattet ist. Zeitgemäß müsse diese Bestimmung dahin ausgelegt werden, daß die Schule Lohnarbeit verbieten können, sobald päd-

umfangreichen Untersuchungen über die körperliche Verfassung der Schuljugend ermittelten.

Ebenfalls grundsätzlich ausgeschlossen sein muß eine Ferienbeschäftigung für Jungen und Mädchen unter sechzehn Jahren. Desgleichen für solche, die mit schulischen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Und niemals sollten bei der Entscheidung der Eltern materielle Gesichtspunkte eine Rolle spielen – falls nicht eine familiäre Notlage dazu zwingt.

Hält man aber im besonderen Falle eine Lohnarbeit für vertretbar, etwa weil sie mit der sozialen Situation eines zukünftigen Berufes bekannt machen soll, dann ist es richtig, sich den Arbeitsplatz und seine Bedingungen zuvor anzuschauen. Nur unfallsichere, die Willenskraft nicht überfordernde, leichte bis mittelschwere Tätigkeit in frischer Luft und freier Natur kommt in Frage. Forst- und Vermessungsarbeiten gehören in erster Linie dazu.

Von geistiger oder auch nur schriftlicher Tätigkeit ist ebenso abzuraten wie von jeder Funktion im geschlossenen Raum überhaupt. Überstunden sind stets von Übel. Und ohne alle Ausnahme muß mindestens die zweite Ferienshälfte echter Erholung dienen. Selbstverständlich sollte auch sein, zuvor ärztlichen Rat in Anspruch nehmen!

Kein Zweifel also, daß die Warnung vor dem Ferienjob nicht schulischer Engherzigkeit oder gar veraltetem Standesdenken entspringt. Es sind **begründete** Sorgen, welche die Lehrerschaft nach den Erfahrungen der letzten Jahre haben muß!

W.

MARSCHIERE

Zur Geschichte der Fremdenlegion

Die Wahrheit über die Fremdenlegion: das ist der Titel einer luxuriös ausgestatteten, reich bebilderten Broschüre, die im Sommer 1962 von einer „offiziellen Stelle“ herausgegeben wurde, die allerdings – Zeichen der Zeit? – nicht das Bedürfnis empfand, sich näher zu bezeichnen. Doch darf vermutet werden, daß sich hinter dieser „Stelle“ das französische Kriegsministerium verbirgt.

Nicht zufällig ist die Schrift im Sommer 1962 erschienen, und ebenfalls nicht zufällig ist sie in einem auffallend defensiven Ton abgefaßt, während früher ähnliche Druck-Erzeugnisse dieser Art in einem offensiv-stolzen, wenn nicht herausfordernden Stil präsentiert wurden. Die Legion – man spürt das an jeder Zeile – soll verteidigt werden; es soll ihre Vergangenheit „gewürdigt“ und ... die Unabdinglichkeit ihrer Existenz für die Zukunft nachgewiesen werden.

Im Sommer 1962 war, wie gesagt, eine solche Rechtfertigung besonders erforderlich. Hatten nicht in Algerien zahlreiche Einheiten der „disziplinierten“ Legion für die faschistische OAS im Frühjahr 1962 Partei ergriffen und waren sie nicht – was „logisch“ erschien – ihrem Chef, General Gardy, gefolgt, der sich mit den OAS-Führern solidarisiert hatte? Hatten sich nicht zahlreiche Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Legion vor Gericht verantworten müssen, weil sie – eben mit der OAS und an ihrer Spitze – zahlreiche Morde an liberalen Franzosen und an Algeriern verübt hatten? Waren nicht in Paris und in zahlreichen französischen Provinzstädten Plakate an die Mauern geklebt worden, auf denen die Fotos und die – meist sehr deutsch klingenden – Namen von Hunderten von Fremdenlegionären zu sehen waren, die in dieser oder jener Form an den Mordtaten der OAS, an Foltern und ähnlichen, viehischen Handlungen gegen die Algerische Freiheitsbewegung teilgenommen hatten?

In der erwähnten Broschüre ist – man sollte es nicht glauben – ein großer Teil der Wahrheit über die Fremdenlegion enthalten. Um ihre wirkliche Funktion zu erkennen, genügt es nämlich, ihre hundert Jahre alte Geschichte zu kennen. Am 10. März 1831 wurde sie von König Louis Philippe gegründet ... in dem gleichen Jahre, in dem Frankreich zur Eroberung Algeriens übergang, und bereits im April 1832 erhielt die aus verzweifelten Flüchtlingen, Abenteurern, Verbrechern und aus „verlorenen“ Menschen bunt zusammengewürfelte Truppe ihre „Feuertaufe“ vor Algier. Genau hundert Jahre später – welch historischer Zufall – stand die Fremdenlegion im letzten „Einsatz“ mit der OAS eben gegen jene, die das Joch der Kolonialherrschaft abschüttelten, das ihnen hundert Jahre früher mit entscheidender Hilfe der Fremdenlegion auferlegt worden war ...

Nach Algerien kam Spanien: die Fremdenlegion wurde im Jahre 1835 der spanischen Königin Isabella „geliehen“, um den Carlisten aufstand niederzuschlagen. Von 4000 Legionären kamen nur 500 zurück. Dann wieder Algerien: im Jahre 1843 wurde die Legion „aufgefüllt“ und erhielt ihr ständiges Hauptquartier in Sidi-bel-Abbès, nachdem sie die kämpfenden Algerier in Constantine, Djidjelli, Médéa und Miliana „mit Blut und Eisen“ besiegt hatte.

1863: Mexiko. Die offizielle Legende verkündet uns, daß das Zweite französische Kaiserreich dafür Sorge trug, der Legion dazu zu verhelfen,

ihren „schönsten Ruhmestitel“ zu erwerben. Am 30. April 1863 widerstanden drei Offiziere und 62 Mann der Fremdenlegion in Camerone 2000 Mexikanern, und die fünf letzten Überlebenden fanden den Tod, nachdem sie mit dem Seitengewehr zum Sturmangriff übergingen. Seit diesem Zeitpunkt war der 30. April der „Feiertag“ der Legion: schöner Ruhmestitel für eine „gute Sache“, nicht wahr?

Aber Mexiko war nur eine „Episode“. Der Hauptteil der Truppe war in Algerien geblieben, aber die Legion sollte bald anderswo gebraucht werden: in Indochina, in Marokko, im Sudan, in Madagaskar, in Tunesien: kurz, überall, wo Frankreich seine bedrohten Kolonialinteressen verteidigen mußte. „Schicken Sie mir 600 Mann der Fremdenlegion“, forderte der Befehlshaber der französischen Truppen in Madagaskar im Jahre 1896 das Kriegsministerium auf, „damit wir gegebenenfalls auf anständige Weise sterben können.“

Das war der „Geist“ dieser Truppe: einer Truppe, die seit ihrer Gründung dazu bestimmt war, vor allem in Kolonialkriegen Verwendung

zu finden. Das offizielle Frankreich, das sich scheute oder fürchtete, seine Rekruten aus dem Mutterland gegen die unterdrückten Kolonialvölker einzusetzen, war froh, über die Fremdenlegion zu verfügen, deren Soldaten nicht das Recht hatten, nach dem „Wofür“ und „Weswegen“ zu fragen und denen die Losung gegeben wurde: „Marschiere oder verrecke.“ Algerien, Marokko, Indochina, Tunesien, Madagaskar: in allen Kämpfen gegen die Kolonialvölker stand die Fremdenlegion in der vordersten Front. „Nach der Unabhängigkeit Marokkos und Tunesiens“, so heißt es in der erwähnten offiziellen Broschüre, „kämpft die gesamte Legion in Algerien. Auf dem Boden, wo sie 100 Jahre früher ihre ersten Sieg errang, wird sie einen Frieden verteidigen, dessen harte Pioniere ihre Kameraden waren.“

Das also war die Hauptfunktion der Legion: Kampf gegen die aufbegehrenden Kolonialvölker. Der Soldat der Fremdenlegion hatte eine weitere Funktion, die von einem ihrer Chefs, General de Négrier, so formuliert wurde: „Ihr Legionäre“, so sagte dieser ehren-

werte General in einem Tagesbefehl, „Ihr seid Soldaten, die zum Sterben ausersehen sind und ich schicke euch dahin, wo man stirbt. Auf anständige Weise, so hatte bereits ein anderer Offizier in Madagaskar erklärt. ...

Weder der Tod noch die Existenz des Legionärs waren in Wirklichkeit „anständig“. Es stimmt – und wird nicht bestritten –, daß die Legionäre mit allen Mitteln, über die Militärstellen verfügen, „angeworben“ wurden: mit den Mitteln der Lüge über ein „schönes und würdiges Leben“ und mit denen des hinterhältigen Einfangens junger Leute, die Abenteuerlust oder ein kleines oder großes Vergehen in die Fremde trieb: nach Marseille häufig, wo eine „Anlaufstelle“ der Legion dafür sorgte, daß sie auf raschestem Wege nach Sidi-bel-Abbès gesandt wurden.

Was erwartete sie dort, in den Regimentern der Legion? Die härteste Disziplin und den Tod. In jener Broschüre, die der „böartigen“ Propaganda entgegengetreten will, wird uns die Bestätigung dafür geliefert. „Aus diesem un-definierbaren Ganzen, das aus 52 verschiede-



- VERRECKE

nen Nationalitäten geformt ist", so sagt uns Oberst Villebois-Mareuil, „entsteht eine Truppe von eiserner Energie, von instinktiver Abenteuerlust, die die höchste Originalität der Kriegergattung besitzt.“

Weniger „kriegerisch“ ausgedrückt, sah das so aus: härtestes Schinden vom frühen Morgen bis zum späten Abend; denn der „Beginn ist hart und muß hart sein“, so erfährt man von offizieller Seite: „der Mann, der sich verpflichtet hat, ist nur noch Legionär.“ In der Tat: unter der Leitung französischer Offiziere und Unteroffiziere wird der „Korpsgeist“ gefördert, wird eine Instruktion erteilt, die der französische Schriftsteller Pierre Mille, der deren Ergebnisse aus der Nähe besichtigte, so formulierte: „Ich liebe den Legionär, weil er nur Soldat sein kann, darf und will.“ Und dieser Schriftsteller, dessen „Werke“ die Herzen der Kleinbürger höher schlagen ließ, fügte hinzu: „Er (der Legionär), ist Soldat, wie Flaubert Schriftsteller war, das heißt einzig und allein das; es gibt nicht Schöneres als einen Mann, der nur das allein sein will.“

So Pierre Mille. Wir haben ihn zitiert, weil in dieser poetischen Verherrlichung des Legionärs ein Körnchen Wahrheit steckt: in keiner Truppe der Welt ist in so „vollkommener“ Weise dafür gesorgt worden, daß aus dem Menschen ein willfähriger, willenloser Soldat wurde wie in der Fremdenlegion; in keiner Truppe der Welt (wenn man von der Zeit des Dritten Reiches absieht) ist der „Heroismus“ für Kriege, die gegen Völker – Kolonialvölker vor allem – geführt wurden, so „kultiviert“ worden wie in der Legion; in keiner Truppe der Welt ist der Mensch in einer solchen Weise zum gehorsamen Untertanen erniedrigt worden wie in der Legion.

In keiner Truppe auch wurde der Mensch so vollständig, so radikal aus dem „bürgerlichen Leben“ gerissen wie in Sidi-bel-Abbès: die „Ehre“ des Legionärs gebot ihm nämlich, den „Zivilisten“ als zweitrangigen Menschen zu betrachten, die Frau als bloßes „Objekt“, den Farbigen als Menschen dritter Klasse... und das Saufen als sittliches Anliegen.

Das ist die „Tradition“ des Legionärs, vor dem die Freiheitskämpfer in Indochina, Madagaskar, Marokko, Tunesien und Algerien Abscheu und Furcht empfanden, weil er sie, der „Tradition“ gemäß, ohne Mitleid niedermachte, weil dort, wo Legionäre „eingesetzt“ wurden, nie Gefangene gemacht worden sind.

Das ist die „Wahrheit über die Fremdenlegion“. Viele, sehr viele junge Deutsche haben – freiwillig oder gegen ihren Willen – in den Reihen der Legion gekämpft. Nicht wenige haben in Algerien die Desertion der „Tradition“ vorgezogen. Es wird gesagt, daß seit der Gründung der Legion über 200000 deutsche Fremdenlegionäre geschunden und ihrer menschlichen Würde beraubt wurden, daß viele auch – logischerweise – zu Schindern geworden sind, denn, wenn man „anständig sterben“ muß, so muß man – im gleichen Sinne – auch „anständig leben.“ Wie dem auch sei: diese Angehörigen der Fremdenlegion sind in Algerien zum Symbol der Kolonialherrschaft geworden.

In Algerien, wo ihr „Einsatz“ begann, ist er nun auch zu Ende gegangen. Am Generalsputsch vom April 1961 hatte die Fremdenlegion den ersten Anteil, denn nur auf sie konnten sich Salan, Jouhaud und die anderen stützen, um der Demokratie den Garaus zu machen, ein faschistisches Regime einzuführen und

das kämpfende algerische Volk erneut zu unterjochen. Nachdem dieser Putsch niedergeschlagen war, wurden die Fremdenlegionäre noch in das Abenteuer der OAS, in den Versuch hineingerissen, durch Mord, Plünderung und Schändung das in seinen letzten Zügen liegende Kolonialsystem zu retten.

Was wird nun jetzt aus dieser Legion, jetzt, da Frankreich keine Kolonien mehr besitzt und also die Hauptfunktion dieser Truppe der Vergangenheit angehört? Das französische Kriegsministerium – die erwähnte Broschüre ist der Beweis dafür – versucht zu retten, was noch zu „retten“ ist. Sidi-bel-Abbès, der „ruhreiche“ Sitz der Legion, mußte aufgegeben werden, und die Legionäre wurden – provisorisch – nach Frankreich überführt. Aber ihre „Mission“ sei noch nicht beendet, wird hier und dort erklärt: und es muß in diesem Zusammenhang als besonders beunruhigend empfunden werden, daß geplant ist, Teile der Legion nach Martinique zu entsenden, wo seit einiger Zeit die Bevölkerung, die immer in eindeutiger Weise die Autonomie fordert, ihre

Unzufriedenheit zum Ausdruck bringt. Soll dieser Bevölkerung, in deren Namen der berühmte sozialistische Dichter Aimé Césaire eine größere Freiheit und Unabhängigkeit verlangt, die „Präsenz“ der Fremdenlegion aufgezungen werden? Man muß es befürchten wie es ebenfalls als beunruhigend erscheinen muß, daß von einem Abkommen zwischen Frankreich und Madagaskar die Rede ist, demzufolge Einheiten der Legion auf diese ferne Insel entsandt werden sollen, auf die gleiche Insel, auf der bereits Legionäre „anständig“ starben.

Wie dem aber auch sei: die Periode der Kolonialkriege ist für Frankreich ebenso wie für die Fremdenlegion vorüber; wenn nicht Wahnsinnige im Stil der OAS versuchen sollten, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Es mag als symbolisch erscheinen, daß am 14. Juli 1962, am französischen Nationalfeiertag, zum ersten Male keine Einheit der Fremdenlegion bei der großen Militärparade auf den Pariser Champs-Élysées vertreten war. Trauer darüber empfanden nur die halbfaschistischen Zei-

tungen „Aurore“ und „Parisien Libéré“, deren Reporter mit „Rührung“ von den Männern mit den weißen Mützen sprachen, die, wie es scheint, „zu den besten Traditionen“ Frankreichs gehörten... wie die OAS, für die diese – und andere – Zeitungen so „mannhaft“ eintraten.

Man kann hoffen, daß mit dem Ende der Kolonialperiode auch das Ende der Fremdenlegion gekommen ist: zum Glück für die Unglücklichen, die sich in sie verirrt, zum Glück auch für Frankreich, das – jeder kann es bezeugen – bessere Traditionen anzubieten hat als dieses höchste Symbol der Unmenschlichkeit.

Fritz Lauf





Hans-Böckler-Jugenddorf in Lenste

Seit Juni 1962 hat die Bergbaujugend am Naturstrand von Lenste, an der Neustädter Bucht, eines der schönsten Ferienlager in der Bundesrepublik. Es begann 1956 mit einem Zeltlager von 45 Teilnehmern. –

1960 wurde vom Hauptvorstand beschlossen, ein mustergültiges Lager zu schaffen, da Heinrich Gutermuth den Standpunkt vertritt: Für den Bergmann ist das Beste gerade gut genug.

So wurde die Fejo mit der Projektierung und Schaffung eines Bungalow-Jugenddorfes beauftragt. Die Fejo, Freizeitheim und Erholungs-G.m.b.H., wurde auf Antrag des Jugendtages 1958 gegründet; mit der Führung der Geschäfte wurde Manfred Schneider beauftragt. – 1961 konnte ein 11 000 qm großes, 400 m vom Ostseestrand entferntes Gelände erworben werden.

Im März des gleichen Jahres begann Abbi Kahn mit Bergbaujugendgruppen in der Stärke von 7 bis 26 Mann durch Wegebau, Planierungs- und Entwässerungsarbeiten das Gelände für den Bau von 12 Bungalows und einem Wirtschaftsgebäude zu erschließen. Die Gruppen arbeiteten, jeweils 14 Tage, täglich 5 Stunden bei gutem und schlechtem Wetter bis in den Spätherbst hinein. Mit heller Begeisterung und viel Fleiß haben sie geholfen, die Gesamtkosten relativ niedrig zu halten, denn die Arbeit wurde unentgeltlich geleistet. In der Freizeit wanderte, schwamm, spielte oder ging Abbi mit ihnen auf Fischfang. – Der freiwillige Arbeitseinsatz und die vollbrachten Leistungen sowie das disziplinierte Auftreten der jungen Bergarbeiter erregte bei den Anliegern und der Gemeindeverwaltung Erstaunen und verschaffte der IG Bergbau allgemeine Anerkennung.

An den Kosten beteiligte sich der Bund und das Land Schleswig-Holstein mit etwa 35 v.H. Von der Landesregierung und dem Landrat des Kreises Oldenburg wurde der Bau und die Anlagen als mustergültig anerkannt und sollen bei weiteren Erschließungen an der Küste als Beispiel dienen. –

In jedem der zwölf Bungalows befinden sich zwei Schlafräume mit je zwei Betten, eingebaute Kleiderschränke, ein Waschraum mit Toilette und ein heller Wohnraum. Die Gesamtwohnfläche beträgt 32 qm. –

Außer den Bungalows steht der Bergbaujugend in der Hochsaison auf dem Gelände noch ein Zeltlager mit 48 Plätzen zur Verfügung. Die Küche ist auf eine Lagerbelegung von 100 Personen eingestellt. – Die Beschickung des Lagers erfolgt durch Betriebsvertretung, Jugendsprecher und Jugendsekretär



in Verbindung mit der Sozial- und Ausbildungsabteilung der Zechen. Die Zechenverwaltungen haben ihre eigenen Jugendheime größtenteils aufgegeben, da die Einrichtungen der IG Bergbau die Jugendlichen besser versorgen und eine bessere pädagogische Betreuung gewährleistet ist. –

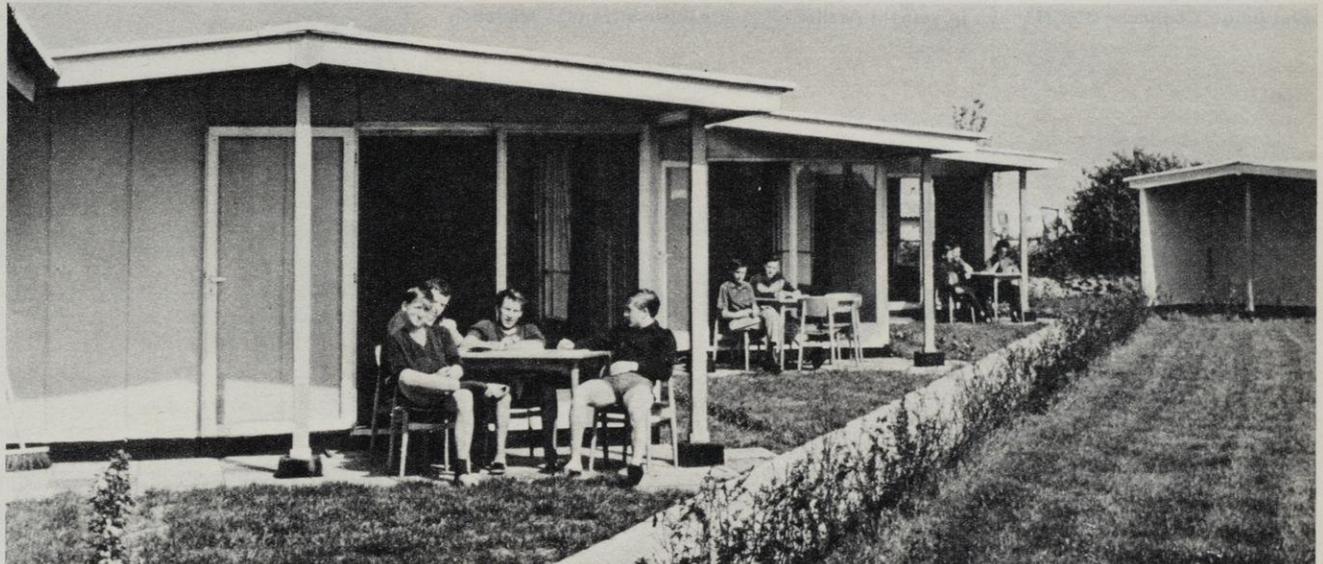
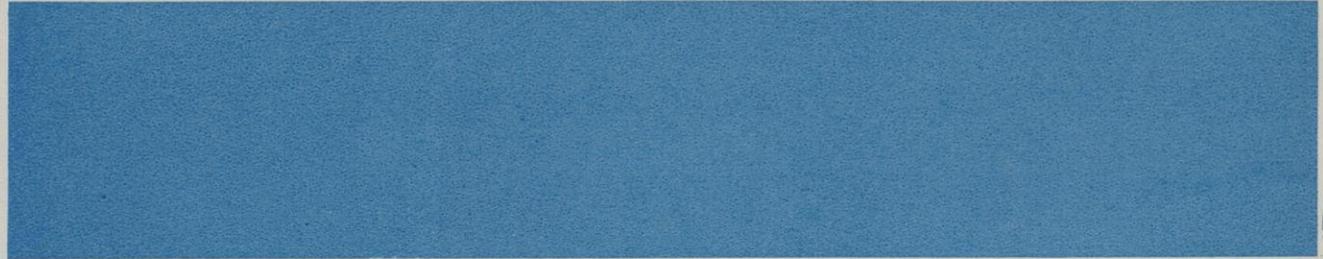
Jedes Jahr werden 5500 Ferienplätze belegt. Durchschnittlich nehmen 10 v.H. unorganisierte Jungbergleute an den Freizeiten teil. Beeindruckt durch die schönen Heime, die gute Betreuung, das Gemeinschaftserlebnis und Gespräch mit Kameraden und Betreuer lassen sich am Ende der Freizeit 90 v.H. von ihnen organisieren und werden treue Gewerkschaftsmitglieder. – Bei jeder Ferien- oder Schulungsmaßnahme wird zum Anfang ein Teilnehmerrat gebildet. Er setzt sich aus vier gewählten Vertrauensleuten, dem Begleiter und der Heimleitung zusammen. Er beschließt die Art der Freizeitgestaltung, versucht vorgebrachte Mängel abzustellen und sorgt für Aufrechterhaltung der Gemeinschaftsordnung. Ein unumstößlicher Punkt der Lagerordnung ist unter anderen in allen Heimen und Lagern der IG Bergbau: Jeder Teilnehmer, ohne Altersunterschied, muß um 22 Uhr im Lager oder Heim sein. –

Zum obligaten Programm gehört in Lenste ein Einführungsspaziergang „Rund um das Haus“, eine Ostseefahrt nach Lübeck, an der Zonenküste vorbei, und eine Nachtwanderung. Im übrigen werden Tischtennis-, Fußball-, Krocket- und Brettspielturniere veranstaltet.

Die Zufriedenheit der Teilnehmer drückt sich durch folgende Tatsache aus: Wer einen Urlaub in der Gemeinschaft erlebt hat, verbringt die folgenden bis zur Vollendung des 21. Lebensjahres immer wieder in einem Heim der IG Bergbau. –

Am 15. September werden die letzten Urlauber das Hans-Böckler-Dorf für 1962 verlassen. Doch eingemottet wird das Lager für den Winter erst später. Für zweimal 14 Tage werden dieses Jahr noch je sieben Jungbergleute (genau eine Volkswagenbus-Besatzung) das Dorf beleben. In freiwilliger Arbeit werden sie an der weiteren gärtnerischen Erschließung des Geländes schaffen und einen Zeltplatz sowie eine Fläche zum Tummeln anlegen. Denn Abbi meint: „Ein Jugenddorf wird niemals fertig, es bedarf der ständigen Verbesserungs- und Erhaltungsarbeiten.“ Dazu wünschen wir der IG Bergbau ein herzliches „Glück auf!“ –

Text und Fotos: Udo Hoffmann



Nachtwanderung

Der gute Geist des Lagers: Abbi Kahn





Der junge Bildhauer Olaf Höhnen in seinem Atelier

Rechts: Sitzendes Mädchen

Bei jungen Künstlern in Ausstellung und Atelier

Es gibt Statistiken über den Kaffeeverbrauch pro Kopf und über das Analphabetentum in der Welt. Man führt Buch über Geschwindigkeitsrekorde und errechnet die Wahlbeteiligung. Wieviel Kinobesucher diesen oder jenen Film für sehr gut, gut, mittel oder schlecht befunden haben, läßt sich mancherorts aus Tabellen ablesen. Auch wie viele Millionäre und schlagende und farbentragende Studentenverbindungen es in der Bundesrepublik gibt, haben unsere Statistiker festgestellt. Warum sollte es daher keine Statistiken über Kunstausstellungen geben, wieviel an einem Tag, in einer Woche, in einem Jahr eröffnet werden? Wahrscheinlich existieren sie. Genau weiß ich es nicht. Es gibt heute viele, sehr viele periodische Kunstausstellungen in der Welt. Jede Kleinstadt hat zwar nicht ihr Museum, immerhin ihre Kunstausstellung – im Möbelgeschäft, in der Buchhandlung, in der Kreissparkasse oder in einer Schule. Ganz zu schweigen von den Großstädten, wo die Zahl der Ausstellungseröffnungen jährlich in die Hunderte geht.

Ausstellungen kosten Geld und Zeit. Viel Geld sogar für Passepartouts und Rahmen, für Mieten und Beleuchtung, Drucksachen und Porto, Kataloge usw. Ich erfuhr kürzlich, daß ein Düsseldorfer Maler, um in Paris auszustellen, bare 5000 DM auf den Tisch legen mußte.

Wozu also dieser ganze Aufwand?

Wenn ich eine Ausstellung qualitativvoller Maler, Grafiker oder Bildhauer besuche, habe ich viel Freude daran. Sind Künstler jedoch so uneigennützig, um dem Publikum nur Freude zu bereiten? Sicherlich nicht.

Sie wollen bekannt werden, um ihre Werke zu verkaufen oder um Aufträge zu erhalten.

Schließlich müssen sie von ihrem Künstlerberuf leben.

Sie wollen – allerdings nicht jeder – von Fachleuten objektiv beurteilt werden und nicht zuletzt – bei Kollektivausstellungen – ihre Bilder neben denen ihrer Kollegen, also in einer neuen Umgebung, sehen, um festzustellen, was gut ist und was sie besser machen könnten.

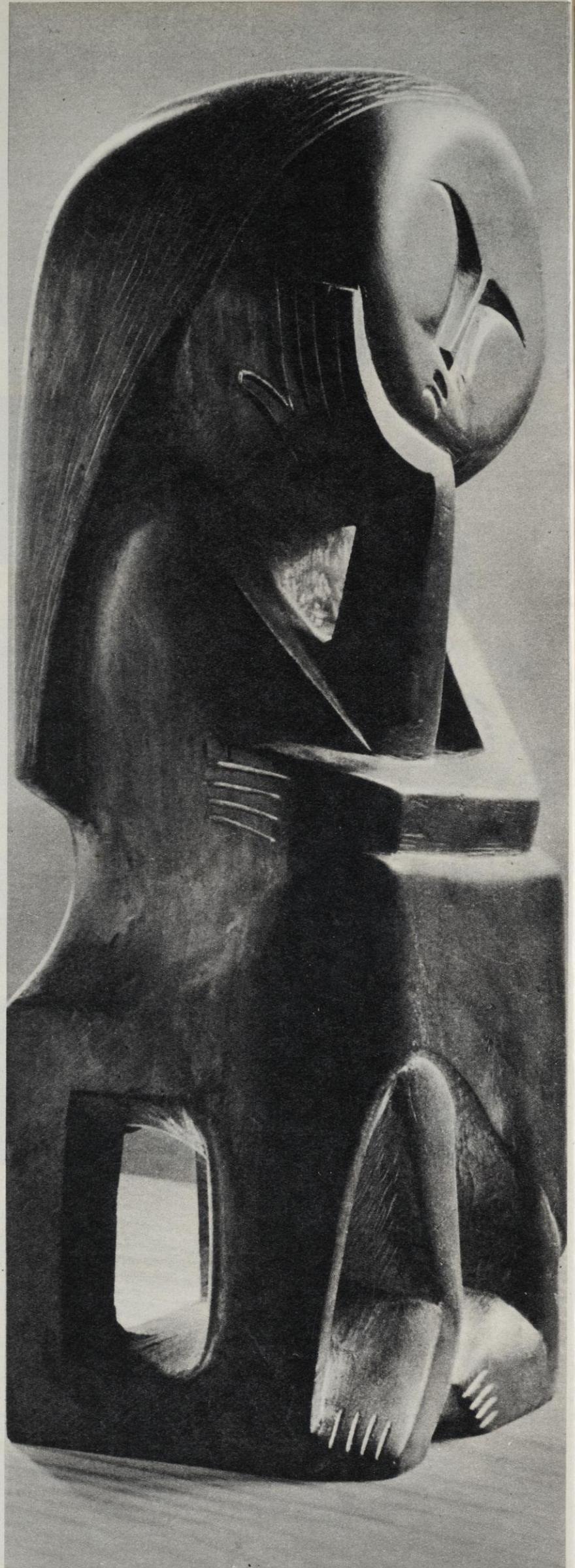
In unserer Zeit, da, namentlich in der Großstadt, die meisten Menschen aneinander vorbeileben, ohne sich um den Nachbarn zu kümmern oder etwas über ihn zu wissen, scheint die Ausstellung für den Künstler eine wichtige Mitteilung an seine Mitmenschen, eine Art Reklame zu sein.

Übersehen wir auch nicht, daß Ausstellungen große Enttäuschungen sein können. Das ist oft sogar die Regel. Aber darüber möchten wir jetzt nicht sprechen.

Wenden wir uns lieber einer Ausstellung hoffnungsvoller junger Maler und Malerinnen, Bildhauer und Bildhauerinnen zu, die kürzlich in einer Buch- und Kunsthandlung, nahe dem neuen Kölner Rathaus (Gürzenich-Galerie) stattfand.

Sieben von den neun Künstlern kommen von der Werkschule, die in der Hauptsache keine freien Künstler heranbildet, sondern Handwerkern, Gesellen, einen künstlerischen Blick vermitteln will.

Fast alle Aussteller sind dem sogenannten abstrakten Stil verhaftet. Marianne Thonett-Tralau fertigte kleine Wandteppiche an, Jost Feyh Collagen, reliefartig aufgeschichtete und bemalte Sperrholz-Bilder. Kurt Linden malte ein buntes Bild „Laternenkinder“, sonst aber gegenstandslos; nur noch in seinen Tuschzeichnungen finden sich Menschen, Häuser





Holzskulptur

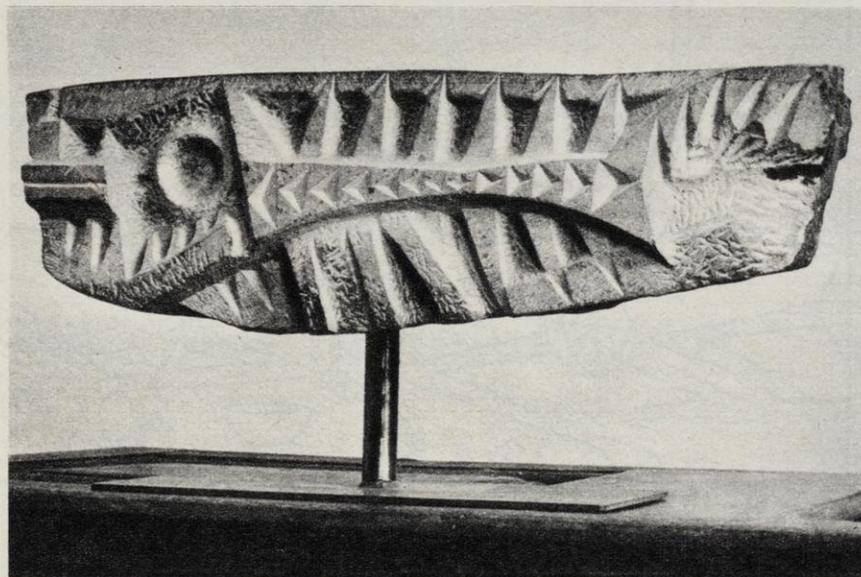


Brunnen für das neue Kölner Rathaus

Fotos: Udo Hoffmann



Mädchen mit Rose



Fisch (Stein)



Tochter mit Teddybär (Zeichnung)

und Bäume wieder. Olaf Höhnen hat einen lebensgroßen Akt grob und ehrlich in Holz geschnitzt, und ebenfalls aus – jetzt getöntem – Holz sind sein „Mädchen mit Rose“ und die „Madonna im Wald“. Maria Paffenholz stellte Kompositionen aus, die, in schönem Schwarz und goldenen Gegensätzen gehalten, von raffiniertem Geschmack zeugen. Helen Ziskoven präsentierte dekorative Holzreliefs. Nun, wir wollen die Liste der Aussteller nicht mehr weiterführen, sondern wenden uns dem 29jährigen Olaf Höhnen zu, der uns gleich beim Betreten der Gürzenich-Galerie als naturverbundener Bildschnitzer im Kreise der Abstrakten auffiel. Was hat er sonst noch geschaffen, und wie lautet die Biographie dieses aus der Eifel kommenden Künstlers? Wir suchen den jungen Bildhauer in seinem Atelier in der Kölner Innenstadt auf. Trümmer, Baustellen, neu errichtete Etagenhäuser, dunkle Hinterhöfe – das ist die Umgebung. Als wir die Wohnung betreten, haben wir sofort den Eindruck eines „gewachsenen“ Heims: moderne Bücherregale, daneben ein ge-

schwungenes Sofa, vor dem Fenster ein Zeichentisch mit Skizzen und Entwürfen. An der Wand hängt eine originale Negerplastik neben einem selbstgebastelten Ulk: einer maskenhaften Strukturplastik. Auf einer schönen alten Truhe stehen die Bildwerke, von der Fensterwand blickt uns ein unverkennbarer Mirò in Blau und Rot an, kein Original natürlich, sondern ein Plakat. Das kleine Töchterchen, das eben hereinkommt, gibt uns Gelegenheit, die Ähnlichkeit mit der Zeichnung (mit Teddybär) über der Couch zu prüfen. Aus den verschiedensten Stoffen sind die plastischen Arbeiten: aus Metall, vornehmlich Bronze, Holz, Gips, Stein. Das Handwerkliche und der rechte Umgang mit dem Material erscheinen uns für jeden Künstler sehr wichtig. Höhnen besitzt eine gediegene Grundlage: 1948 tritt er in eine richtige Steinmetzlehre ein, als Geselle kommt er dann an die Kölner Werkschule, schließlich wird er Meisterschüler von Joseph Jaekel, der durch Bronzeblech- und Treibarbeiten bekannt geworden ist.

Aber Technik allein macht natürlich noch keinen Künstler. Phantasie und Formempfinden sind genauso wichtig. Schon jene skurrile „Maske“ zeigte Höhnen's phantasievolle Begabung, seine abstrakten Raumplastiken aus Metall beweisen sein Gefühl für Linie, Fläche und Körper im Raum. Dekoratives Können verrät der Fisch in Stein, und die balancierende Figur, in Gips ausgeführt, ist eine vortreffliche Studie, um bewegte Statik zu erlernen. Wir kommen auf die heutigen Berufsaussichten eines jungen Künstlers zu sprechen. Ob sein ehemaliger Professor ihm, der ja Meisterschüler an der Werkschule war, „Aufträge vermittelt? Wissen wir doch von manchem Lehrer, der seinen Schülern noch für lange Zeit die Wege des schweren künstlerischen Berufes ebnet. Olaf Höhnen wehrt ab. Nach der Absolvierung der Werkschule muß jeder selbst sehen, wie er weiterkommt. Das klingt bitter. Aber er hat es geschafft, hat sich seinen Weg selbst gebahnt. Das war nicht einfach. Höhnen ist Steinmetz, und als solcher bekommt er noch

heute Aufträge für Grabgestaltungen. 1957 wurde er mit dem 1. Preis für den Brunnen-Entwurf für das Kölner neue Rathaus ausgezeichnet. So etwas gibt Auftrieb und ist eine gute Reklame. Für Kirchen ist er auch tätig: Formgebung von Altären und Kommunionbänken; ein Vortragekreuz ist im Entstehen. Natürlich wurde schon manches profane Kunstwerk von Sammlern angekauft. Künstler werden „herumgereicht“, je bekannter sie sind, desto größere Chancen haben sie. Und nun schließt sich der Kreis: Durch Ausstellungen kann man bekannt werden! Auf der alljährlich veranstalteten Schau der Arbeitsgemeinschaft Kölner Künstler stellt auch Höhnen jeweils ein, zwei seiner Werke aus. In diesem Mammutunternehmen geht der einzelne jedoch unter. Die Ausstellung der Gürzenich-Galerie war anders, individueller. Wir sind froh, daß wir sie besucht haben: Wir lernten die Kunst hoffnungsvoller junger Maler und Bildhauer kennen. Das ist heute selten. Günther Ott

Die Lektion des Jahres 1980

Satire von Dino Buzzati

Der liebe Gott, müde der ewigen Streitereien der Menschen, beschloß, ihnen eine heilsame Lektion zu erteilen.

Genau um Mitternacht des 31. Dezember 1979 starb der Chef der russischen Regierung, Pietro Kurulin, an einem Schlaganfall. Er hatte gerade – während des Empfangs der Demokratischen Föderation Ostafrikas – auf das neue Jahr angestoßen und das zwölfte Glas Wodka geleert, als das Lächeln auf seinen Lippen erstarrte und er, unter der allgemeinen Bestürzung, wie ein Sack Zement auf den Boden fiel. Die Welt wurde von entgegengesetzten Reaktionen geschüttelt. Man war auf dem gefährlichsten Punkt des Kalten Krieges und der Spannung zwischen dem kommunistischen und dem westlichen Block angelangt. Es handelte sich um den Besitz des Kraters Kopernikus auf dem Mond. Auf dem weiten, an seltenen Metallen reichen Gebiet befanden sich dort amerikanische und russische Besatzungstruppen, die einen in einem zentralen, verhältnismäßig engem Raum gedrängt, die anderen rund darum. Wer war als erste Macht dort gelandet? Wer konnte ein Vorzugsrecht für sich behaupten?

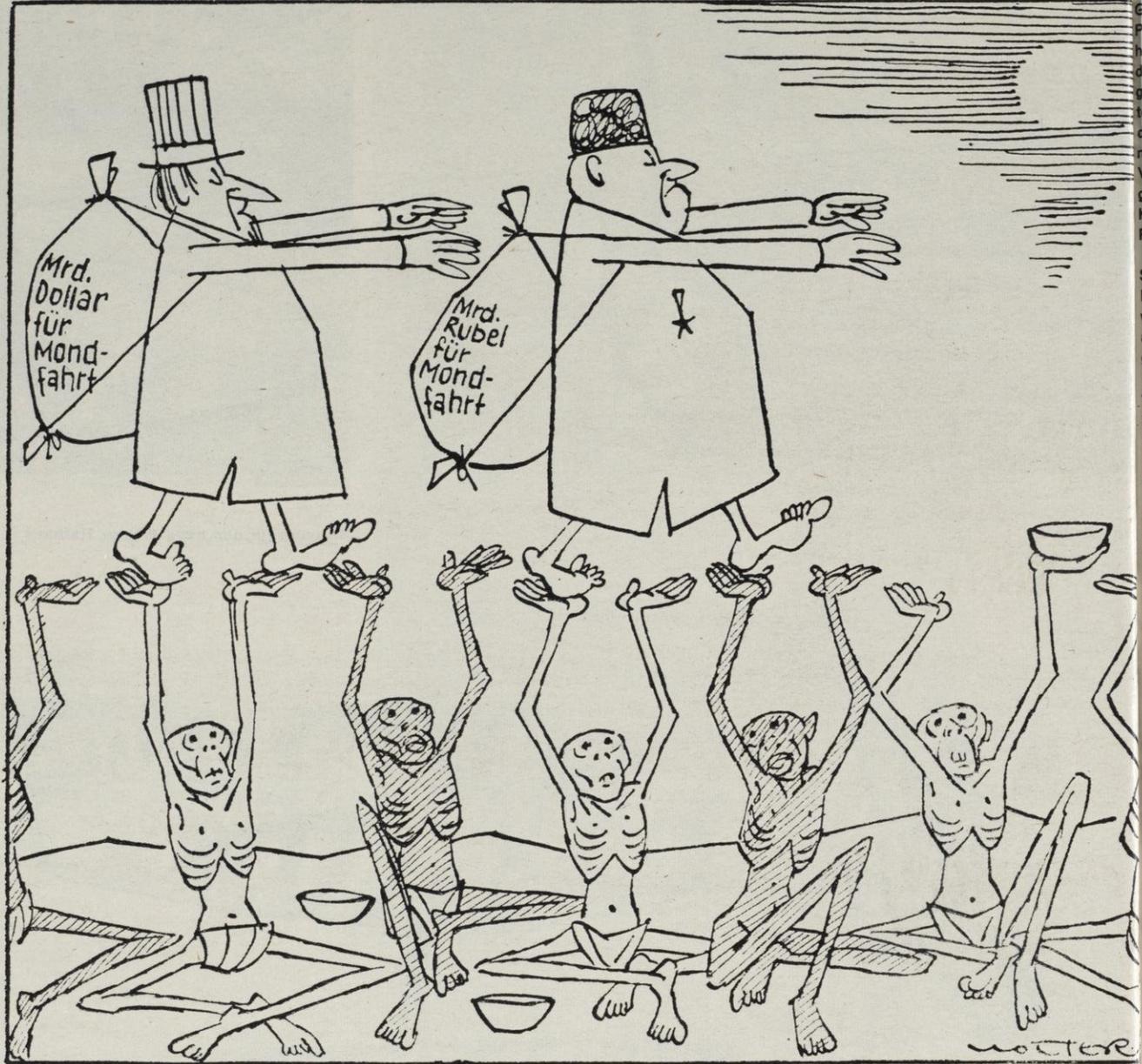
Gerade einige Tage vorher, am Weihnachtsabend – und das war in den „freien“ Ländern als eine besonders geschmacklose Geste angesehen worden –, hatte Kurulin wegen des Kopernikus-Kraters eine ziemlich heftige Rede gehalten, in der er ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, die Übermacht Rußlands in „dekompressiven Waffen“ (denn die thermonuklearen, einst das Schreckensgespenst der internationalen Konflikte, waren längst zum alten Eisen geworfen worden) unterstrichen hatte.

„Die Verantwortlichen dieser neuen kapitalistischen Herausforderung“, hatte er in einem Stil ausgerufen, der an den seligen Chruschtschow erinnerte – „haben aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wir sind heute in der Lage in 25 Sekunden alle Einwohner ihrer Länder wie Luftballons zum Platzen zu bringen.“ Und damit spielte er auf geheime Vorrichtungen an, mit denen es möglich ist, über weite Landstriche hin, mit allen daraus resultierenden tragischen Folgen, den atmosphärischen Druck aufzuheben.

An die Beredsamkeit des großen Rivalen gewöhnt, hatte man im Westen den Wutausbruch Kurulins nicht allzu wörtlich genommen. Doch hatte man sich auch den Ernst der Lage nicht verheimlicht: Es schien, als zeichne sich auf dem Mond ein hundertfach vergrößertes Dien-Bien-Fu ab.

Der unerwartete Tod Kurulins bedeutete deshalb für Amerika eine unendliche Erlösung. Auf russischer Seite hingegen war die Trauer um so größer, doch zeigte es sich bald, daß das begonnene Jahr reich an überraschenden Ereignissen sein sollte.

Genau eine Woche nach dem Tode Kurulins, um Mitternacht, am Dienstag, dem 7. Januar, wurde an seinem Arbeitstisch, als er mit dem Sekretär der Kriegsmarine verhandelte, der Präsident der Vereinigten Staaten Samuel Fredrikson, der kampflustige Techniker und Pionier, Symbol des tapferen Nationalgeistes und erster Amerikaner, der seinen Fuß auf den Mond gesetzt hatte, von einem Herzinfarkt dahingerafft. Daß innerhalb einer Woche, so die beiden Exponenten des Weltkonfliktes von der Szene verschwanden, verursachte unbeschreibliche Erregung. Alle beide genau um Mitternacht. Jemand sprach von Mord durch eine Geheimsekte, andere von dem Eingreifen einer außerweltlichen Macht, wieder andere von einer Art „Gottesgericht“. In Wirklichkeit wußten die politischen Kommentatoren weder ein noch aus. Natürlich, es hätte ja auch ein zufälliges Zusammentreffen sein können. Aber gerade diese Hypothese war schlecht zu verdauen: denn Kúruulin hatte ebenso wie Fredrikson bis zum letzten Augenblick eine eiserne Gesundheit besessen.



Die Mondsüchtigen

Während in Moskau die Macht von einer Kollegialregierung übernommen wurde, ging in Washington die Präsidentschaft, laut Verfassung, auf den Vize-Präsidenten, Victor S. Klement über, einen weisen Verwaltungsbeamten und Juristen von über sechzig Jahren, der vorher Gouverneur des Staates Nebraska gewesen war.

In der Nacht vom 14. Januar 1980, wieder einem Dienstag, als die Uhr über dem brennenden Kamin eben zwölf geschlagen hatte, ließ Mr. Klement, den Kriminalroman, den er in einem Sessel, neben dem Feuer sitzend, gelesen hatte, fallen, neigte den Kopf nach vorne und blieb in dieser Stellung. Alle Versuche der Familie und des eilig herbeigerufenen Arztes waren vergebens: Auch Klement war ins Jenseits eingegangen.

Diesmal ging eine Welle abergläubischen Schreckens über die Welt. Nein, diesmal konnte man nicht vom bloßen Zufall reden. Eine übersinnliche Macht hatte sich in Bewegung gesetzt, um zu vorherbestimmter Zeit, mit mathematischer Genauigkeit die Großen dieser Erde zu erreichen. Und die scharfsinnigsten unter den Beobachtern vermeinten den Mechanismus dieses schrecklichen Phänomens entziffern zu können: Durch einen göttlichen Urteilsspruch raffte der Tod jede Woche jene hinweg, die die Mächtigsten unter den Menschen waren.

Doch genügten natürlich nicht drei Fälle, um davon eine Gesetzmäßigkeit abzuleiten. Doch beeindruckte diese Deutung die Phantasie, und alle stellten sich die bange Frage: Wer wird am nächsten Dienstag an die Reihe kommen? Wer war nach Kurulin, Fredrikson und Klement der mächtigste Mann auf der Erde, der nun sterben mußte? In der ganzen Welt wurden fieberhafte Wetten für dieses Rennen zum Tode abgeschlossen.

Es wurde eine Woche voll unvergeßlicher Spannung. Wer dachte überhaupt noch an den Kopernikus-Krater? Mehr als ein Staatsmann war zwischen Angst und Stolz hin und her gerissen: Auf einer Seite stand der Gedanke das auserwählte Opfer des Dienstag zu sein und schmeichelte als Zeichen der Autorität, andererseits meldete sich aber auch der Selbsterhaltungstrieb zum Wort. Am Montag, dem 21. Januar, nahm sich Lu-Ci-min, der unergründliche Führer der Chinesen das Leben, weil er mehr oder weniger anmaßend der Meinung war, daß die Reihe an ihm war und er als Atheist durch diese Handlung seine Unabhängigkeit von dem Willen Gottes beweisen wollte.

Gleichzeitig hielt der uralte General de Gaulle, mythischer Herr Frankreichs und überzeugt davon, der Erwählte zu sein, mit dem Rest von Stimme, die ihm geblieben war, eine edle Abschiedsrede an sein Land, in der er – nach der

Ansicht vieler – trotz seiner 90 Jahre die höchsten Spitzen der Beredsamkeit erklimmte. Man stellte da fest, daß Ehrgeiz alles zu überwinden vermochte und es Menschen gab, die glücklich waren, sterben zu können, nur um dadurch ihren Vorrang vor anderen beweisen zu können. Aber zu seinem bitteren Leidwesen überschritt de Gaulle Mitternacht bei bester Gesundheit. Vom Schlag getroffen wurde aber zur allgemeinen Überraschung Koccio, der dynamische Präsident der Westafrikanischen Föderation, der bisher bei allen den Ruf eines sympathischen Possenreißers genossen hatte. Dann aber erfuhr man, daß in dem von ihm gegründeten Studienzentrum von Busundu, Mittel und Wege gefunden worden waren, Dinge und Menschen zu entwässern, was eine schreckliche Hilfsquelle bei einem zukünftigen Kriege bedeutete.

Danach – als so das „Gesetz vom Sterben der Mächtigsten“ seine Bestätigung gefunden hatte – setzte eine wilde Flucht von den – bis gestern – so erstrebenswert erschienenen hohen Stellungen ein. Fast alle Präsidentensitze blieben unbesetzt. Die einst so ersehnte Macht brannte unter den Nägeln. Die Großköpfe der Politik, der Industrie und der Finanz kämpften verzweifelt darum, sich gegenseitig zu beweisen, weniger als die anderen wert zu sein. Alle wurden bescheiden, senkten die Flügel und ergingen sich in pessimistischen Reden über die

Staub in der Luft

Von Willi Szilluweit

Geschicke des eigenen Landes, der eigenen Partei, des eigenen Betriebes. Es hätte ein ereignisreiches Schauspiel sein können, wäre nicht der Alldruck des nächsten Dienstags darüber gelegen. Denn auch um Mitternacht des fünften, des sechsten und des siebenten wurde das schicksalhafte Urteil ausgeführt. Einer nach dem anderen wurde erledigt: Hoesi, der Vizepräsident Chinas, Fhat-en Nissam, die graue Eminenz in Kairo, und der ehrwürdige Kaltenbrenner, der sogenannte „Sultan der Ruhr“.

Später gab es Opfer unter weniger berühmten Leuten. Die Flucht der Titelträger hatte die wichtigsten Posten vakant gelassen. Nur der alte de Gaulle, unerschütterlich wie immer, gab das Zepter nicht aus der Hand. Er war die einzige Ausnahme in der Regel. Denn um Mitternacht des nachfolgenden Dienstags fielen viel weniger einflussreiche Persönlichkeiten als er eine war. Sollte der liebe Gott ihm eine Lektion der Bescheidenheit geben wollen, indem er ihn so geflissentlich übersah?

Nach ein paar Monaten gab es keine Diktatoren, keine Regierungschefs, keine Parteiführer und keine Generaldirektoren mehr. Alle hatten ihren Abschied eingereicht. Die Leitung der Nationen und der Betriebe lag in den Händen von Kollegien, wo alle gleiche Rechte und gleiche Befugnisse hatten und in denen jedes Mitglied stets darauf bedacht war, nur ja nicht den anderen zu übertrumpfen. Zur selben Zeit verteilten die Reichen überstürzt die angehäuften Milliarden unter Arme und wohltätige Stiftungen.

Es kam zu grotesken Paradoxen. So fürchtete z.B. der argentinische Präsident Herminosino seine Wiederwahl und verleumdete sich daraufhin derartig, daß er wegen Verhöhnung des Staatspräsidenten verurteilt werden mußte, und in der kommunistischen „Unità“ in Rom erschien ein Leitartikel aus der Feder des Generalsekretärs, der den Zusammenbruch der kommunistischen Partei Italiens beschrieb, obwohl diese immer noch außerordentlich leistungsfähig war. Andererseits ließ sich der Schwergewichtsmeister Vasko Boloto den Malaria-Bazillus einimpfen, denn auch kräftige Gesundheit galt als gefährliches Zeichen der Macht.

In den internationalen und privaten Streitigkeiten gab jeder dem Gegner Recht, versuchte jeder auf seiten der Hilflosen, der Schwächeren, der Armen zu stehen. Der Krater Kopernikus auf dem Mond wurde ehrlich zwischen Amerikanern und Russen geteilt. Die Kapitalisten gaben ihre Aktien an die Arbeiter, baten sie, diese doch ja zu behalten. In wenigen Tagen konnte man zu einem befriedigenden Abschluß der Abrüstungsverhandlungen kommen, und die alte Reserve der Atombomben wurde in der Nähe des Saturns zur Explosion gebracht. Kaum sechs Monate dauerte es, und jede Konfliktgefahr wurde gebannt. Was sage ich, Konflikt: Jeder Streit, Haß, jede Polemik und Feindseligkeit verschwanden. Dadurch, daß der Wettlauf nach der Macht und der Vorherrschaft aufgehört hatte, herrschte automatisch Frieden und Gerechtigkeit, denn sowie ein Ehrgeiziger die Lektion des Jahres 1980 vergaß und versuchte, sein Haupt über das der anderen zu erheben, erreichte ihn die unsichtbare Sense um Mitternacht an einem Dienstag.

Die wöchentlichen „Hinrichtungen“ hörten Mitte Oktober auf. Sie waren nicht mehr nötig. Vierzig wohlausgesuchte Herzinfarkte hatten genügt, die Dinge auf der Erde zu ordnen. Schon die letzten Opfer waren Figuren zweiten Ranges gewesen, doch hatte der Weltmarkt eben nichts Besseres zu bieten gehabt. Nur der greise de Gaulle wurde nach wie vor geschont.

(Aus dem Italienischen von Ingrid Parigi)

Durch das große Fenster fiel die Sonne. Im Zimmer standen weiche Sessel mit breiten Lehnen. Es war warm. Man konnte sehen, wie winzige Staubteilchen in den Sonnenstrahlen tanzten. Auf und nieder. Aber der Mann in dem Sessel war frei von Staub. Er trug ein weißes Hemd und einen leuchtenden Binder. Seine Haare waren schwarz und nach hinten gekämmt. Der andere Mann stand an der Wand. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt. Seine Krawatte leuchtete nicht so, doch in seinen Augen war der Widerschein von vielen Feuern.

„Ich kann Sie nicht hindern, wenn Sie weg wollen“, sagte der Mann im Sessel und hob den Blick.

„Nein“, sagte der Angeredete.

„Sie wissen, daß ich Sie ungern verliere?“ Der Stehende nahm die Hände vom Rücken und machte eine unbestimmte Bewegung durch die Luft. „Ich habe Ihnen die Gründe gesagt“, erklärte er ruhig. Er sah müde aus, aber er hatte sich schon seit geraumer Zeit von seinem Platz erhoben und stand gerade an der Wand.

Der Mann im Sessel nickte und fuhr sich über das Kinn: „Ist es wirklich das allein?“

„Nur das“, gab der andere zur Antwort, „nur das, aber es genügt.“

„Sie ändern nichts damit.“

Der Stehende ging um den niedrigen Tisch herum, und für einen Augenblick fiel die Sonne auf sein stilles Gesicht.

„Es genügt, daß ich meinen Weg gehe“, sagte er fest.

„Ich dachte bis zuletzt, es sei Ihnen nicht ernst damit“, meinte der im Sessel nach einigem Überlegen.

„Es gibt nur dieses für mich, und darum kann ich nicht anders handeln. Wer mit offenen Augen durch das alles hindurchgegangen ist, wird mich verstehen. Für mich haben manche Dinge ein solches Gewicht, daß sie ewig das Bewußtsein drücken!“

„Man muß danach trachten, damit fertig zu werden, sonst kommt man nicht weiter!“ sprach der Sitzende und beugte sich etwas vor.

„Ich habe es bis heute nicht zu schaffen vermocht und bin trotzdem weitergegangen.“ Er nahm seinen Gang durch das Zimmer wieder auf.

„Und nun laufen Sie vor den Uniformen davon“, sagte der Mann im Sessel mit unverhohlener Ironie.

„Wenn Sie es so nennen wollen“, erwiderte der andere, aber er war nicht verärgert. Er sah nur müde aus.

„Die Fabrikation von Uniformen kommt uns gelegen. Jeder würde da zugreifen. Es ist Ihnen doch bekannt, daß wir längere Zeit ohne größere Aufträge waren.“

„Ich weiß“, sagte der Stehende kurz und wandte seinem Vorgesetzten das Gesicht zu.

„Doch das ist Ihre Sache.“

„Meine Sache?“ wiederholte der Chef ungeduldig. Die Worte kamen fast scharf aus dem Mund über der leuchtenden Krawatte. „Wie lange sind Sie jetzt bei mir Abteilungsleiter?“ Der andere rechnete nach. „Fast sechs Jahre“, sagte er dann.

„Ja“, nickte der in seinem Sessel, und man merkte ihm an, daß er die Antwort ohnehin gewußt hatte. „Und Sie glauben, daß Sie so schnell eine neue Stellung finden?“

„Ich werde etwas finden“, erklärte der andere mit Zuversicht.

„Haben Sie etwas in Aussicht?“

„Es wird sich schon etwas finden“, sagte der Stehende noch einmal und ging wieder durch den Raum.

Der Mann im Sessel schüttelte den Kopf. Sein Gesicht drückte eine fast naive Verwunderung und Mißfallen aus. Er spielte mit einem dünnen Heft, das vor ihm auf dem Tisch lag. „Wenn wir die Wehrmachtsuniformen nicht machen, macht sie eben ein anderer. Das bleibt sich gleich.“

„Für mich nicht“, gab sein Untergebener zur Antwort.

„Sie gewinnen nichts dabei, nichts! Und Ihre Stellung verlieren Sie.“

„Man verliert nichts, ohne dabei zu gewinnen“, versetzte der Abteilungsleiter kühl und sah seinen Chef an. Er hatte den Wunsch, die Unterredung zu beenden.

Dann war der Chef allein. Er saß noch immer in seinem Sessel. Die Beine hatte er übereinander geschlagen, und er spielte wieder mit dem kleinen Heft, doch er tat es ganz abwesend. Später ließ er den Betriebsleiter rufen.

„Er wird gehen“, unterrichtete er ihn. „Und halten können wir ihn nicht.“

„Ja“, sagte der Betriebsleiter und zuckte mit den Schultern, „gerade jetzt, wo wir ihn so gut gebrauchen könnten.“

„Das habe ich auch gedacht, aber es hilft nun nichts“, entgegnete der Chef und erhob sich von seinem Platz.

„Es hilft nichts“, wiederholte er noch einmal. Dabei sah er aus dem Fenster. Für einen Augenblick verdeckte seine breite Gestalt die einfallenden Sonnenstrahlen. Und da bemerkte man den Staub auch nicht so, der auf und nieder tanzte.

Kämpfer im dunkeln

Überall werden Spione ausgehoben. Unsere Polizei hat alle Hände voll zu tun. Ehrsame Ehepaare entpuppen sich als subversive Elemente. Sekretärinnen, hochgeschätzt von ihren Chefs, werden ertappt, wie sie geheime Schriftstücke im Lippenstiftfutteral aus dem Betrieb schmuggeln. Redliche Putzfrauen handhaben die Kleinbildkamera flinker als den Bohrerbesen. Und wer schlägt nicht die Hände zusammen über den alten Rentner, der die Steuermarke am Hals seines unschuldigen Hündleins zur Übermittlung verräterischer Botschaften benutzte!

Unsere Abwehrkräfte arbeiten Tag und Nacht, hier einem Spion die Maske vom Gesicht reißend, dort gleich einen ganzen Ring aushebend. Aber wie oft treten sie auch aus dem Kleiderschrank und das Nest ist leer.

Wir lesen in der Zeitung immer nur von den glücklich zu Ende gebrachten Unternehmungen. Schon diese lassen uns den kalten Schweiß der Angst auf die Stirn treten. Von den Schattenfällen jedoch, lesen wir nichts. Das sind alle die Fälle von Spionage, von denen man auf Grund einer schwierigen Prozentrechnung lediglich weiß, daß es sie geben muß. Aber niemand hat eine Ahnung: wer, wo und wie?

Um so höher sind daher der Mut und der selbstlose Bürgersinn jener vier ungenannten, auf alle Fälle aber jugendlichen Einwohner eines Ortes in der Nähe von Pforzheim zu veranschlagen, die sich zu einer „Internationalen Geheimorganisation“ zusammengeschlossen

haben, welche laut Satzung „für das Wohl und die Sicherheit des Staates sorgen und russische Spione vernichten“ sollte. Selbstredend handelte es sich dabei um die Spione, die bisher weder dem Verfassungsschutz noch der Polizei bekannt sind, um die Schattenspione eben, welche ja gerade die Gefährlichsten sind.

Schon der Name „Internationale Geheimorganisation“ weist deutlich darauf hin, daß die vier nicht in überholtem nationalem Denken befangen waren, sondern Größeres im Auge hatten, daß ihr Schutz nicht einem einzelnen Staat, sondern Europa, ja dem gesamten Abendland gelten sollte. Es sind Jungen, die wir zu unseren Besten zählen müssen: den Finger am Pulsschlag der Zeit und ihre besten Jahre nicht in dolcevitaler Langeweile verträdelnd, wie leider so viele. Aber sie rücken später in führende Stellungen auf, werden Richter und Staatsanwälte, während unsere vier vor denselben landeten.

Und warum? Nur weil zwei von ihnen, im Alltagsleben tarnten sie sich geschickt als Bäckerlehrlinge, „Ladengeschäfte geplündert“ und dabei für 6000 Mark „Beute gemacht“ haben, wie der Staatsanwalt das auszudrücken beliebte. Sah dieser Mann denn wirklich nicht tiefer? Begriff er denn nicht, daß 6000 Mark im kostspieligen Kampf gegen Spione nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein sind? Wie oft muß sich der Kämpfer im dunkeln, getarnt durch eine Brille oder einen falschen Bart, mit seinen ahnungslosen Gegnern an eine Bartheke setzen und ihnen doft die Würmer aus

der Nase ziehen. Ja, kennt der Herr Staatsanwalt denn wirklich nicht unsere enorm hohen Getränkepreise, insbesondere in Nachtlokalen? Oder es gilt eine kleine Reise zu machen, was auch nicht billig ist. Oder man muß einem wankelmütigen Spionenliebchen mit einem kleinen Geschenk die Zunge lösen. Selbst falsche Brillanten kosten Geld, Herr Staatsanwalt! Und schon die Unkosten für die notwendigsten Dinge, ohne die kein Kämpfer gegen die Dunkelmannen unserer Zeit auskommt. Allein ein handlicher Revolver reißt ja bekanntlich ein tüchtiges Loch in die Brieftasche!

Dafür nun all die Mühen, vom aufreibenden Doppelleben tagsüber bis zu den enervierenden, aber unumgänglich notwendigen Gehorsamsproben, welche die vier nächtlicherweise robend und kriechend auf einer mit Schafsdreck bedeckten Pforzheimer Wiese ablegten, all das dafür, daß sie jetzt im Kittchen sitzen. In einem westlichen Gefängnis. Hinter abendländischen Mauern! Der Osten wird sich wieder einmal ins Fäustchen lachen.

Gerd Angermann

Helsinki

Der Bundesjugendausschuß des DGB hatte die Kollegen Willi Baumann (Jugendsekretär beim Vorstand der IG Druck und Papier), Max Jäger (Jugendsekretär beim Vorstand der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr) und Hannes Schindler (Jugendsekretär beim Vorstand des DGB in Niedersachsen) als Beobachter zu den Weltfestspielen der Jugend und Studenten für Frieden und Freundschaft nach Helsinki entsandt. Nachfolgend schildern die Kollegen ihre Beobachtungen und Erfahrungen.

Ab und zu sieht man ja doch auch freundliche Gesichter, sagte ein junges westdeutsches Mädchen zu ihrem Nachbarn, als sie durch ein Spalier von neugierigen Finnen dem Bahnhofsausgang zustrebte. Soeben war sie als eine von etwa 700 Festivalteilnehmern aus der Bundesrepublik einem Sonderzug entstieg, der die westdeutschen Teilnehmer über Berlin, Warschau, Leningrad nach Helsinki gebracht hatte. Sie wird während des Festivals in Helsinki noch oft Gelegenheit gehabt haben, derartige Äußerungen über die distanzierte Haltung der finnischen Bevölkerung machen zu können. Das finnische Volk ist vom Geiste und vom Lebensstil her eindeutig westlich orientiert. Aber es ist für die Finnen auf Grund ihrer geographischen und politischen Situation eine zwingende Notwendigkeit, mit dem riesengroßen sowjetischen Nachbarn in einem zufriedenstellenden Verhältnis zu leben. Finnland ist neutral. Das zu wissen ist notwendig, um die

Haltung vieler finnischer Menschen gegenüber den Weltjugendfestspielen zu verstehen. Was sich dem Beobachter in der Zeit vom 28. Juli bis 7. August in Helsinki – im Verlaufe der Weltjugendspiele der Jugend und Studenten – bot, war optisch gesehen eine riesige, vielfarbige und vielgestaltige Schau. In den Straßen Helsinkis sah man Farbige aller Schattierungen – Chinesen, Japaner, Kubaner, Indonesier, Araber, Inder und viele, viele mehr. Sehr viele trugen ihre typischen Landestrachten. Junge Menschen aus 142 Nationen waren in der Hauptstadt Finnlands versammelt.

Es gab internationale und nationale Estradenprogramme, Volkstänze und Volksmusik, Massengymnastik, Sportveranstaltungen, Treffen der Esperantisten, der Philatelisten und der Schachfreunde, Sibelius-Konzerte und Zirkusveranstaltungen, Ballett und internationale Modenschauen, Jazzveranstaltungen und Filmvorführungen, Willkommensbälle, Freundschaftsbälle, Abschiedsbälle und einen Astronautenball mit Juri Gagarin, Exkursionen der Angler und Treffen junger Christen, Berufstreffen und Freundschaftstreffen. Dies ist eine kleine Auswahl aus dem überreichen, aber qualitativ sehr unterschiedlichen Programm. Dagegen traten die politischen Veranstaltungen wie z. B. das „Colloquium über die Probleme des Friedens und der nationalen Unabhängigkeit“, oder das Forum „Probleme der Planung in den verschiedenen Gesellschaftssystemen“ völlig in den Hintergrund. Von derartigen Foren wurden etwa neun durchgeführt. Die Teilnehmerzahl schwankte zwischen 150 und 700. Überlegt man, daß etwa 14000 Teil-

nehmer aus 142 Nationen in Helsinki weilten, treten starke Zweifel an der Glaubwürdigkeit einer Reihe westlicher Zeitungen auf, die über eine massive propagandistische Beeinflussung der Festivalteilnehmer durch die Kommunisten schrieben. Eigenartigerweise haben wir die Feststellung treffen können, daß in den politischen Foren Redner aus der Sowjetunion und Chinas wenig in Erscheinung traten. Um die politische Wirkung der Weltjugendfestspiele auf die Teilnehmer einschätzen zu können, muß man sich ernsthafter um eine Analyse bemühen.

Die gedankenlose Bequemlichkeit oder die Borniertheit des Westens gegenüber dem Festival – wie es die „Stuttgarter Zeitung“ richtig schreibt – kann sehr leicht zu einer Fehleinschätzung des Festivals führen und sich bitter rächen.

Die von der Sowjetunion inspirierten Weltfestspiele der Jugend und Studenten haben von Festival zu Festival einen immer stärker werdenden Zulauf an neuen Nationen zu verzeichnen. (Beim ersten Festival 1947 in Prag waren 72 Nationen vertreten, jetzt in Helsinki waren es etwa 142.) Das trifft besonders für den Block der farbigen Völker zu, die zwischen Ost und West stehen.

Den Weltjugendfestspielen muß im Ringen um die politische Haltung dieser Völker eine beträchtliche Bedeutung beigemessen werden. Nicht die massive politische Beeinflussung der Teilnehmer ist der Kern des Festivals, sondern die Sympathiewerbung.

Gerade das offensichtliche Bemühen der Veranstalter, politische Veranstaltungen der verschiedensten Art hinter einem riesigen Karne-

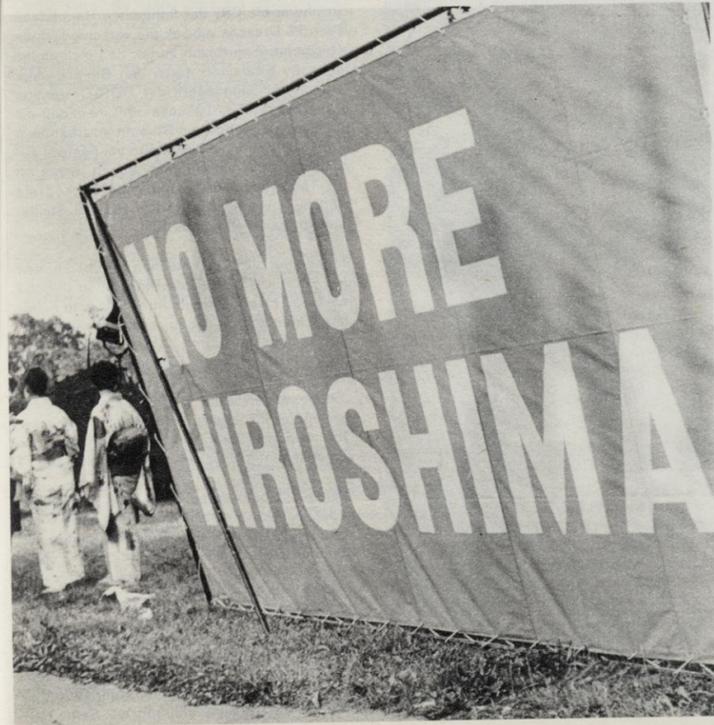


Mädchen aus Afrika beim Einmarsch ins Stadion

val zurücktreten zu lassen, erweckt in zigtausend Teilnehmern den Eindruck eines großen Festes für die Jugend aller Welt. Das Motto des Festivals heißt: „Frieden und Freundschaft“. Dies entspricht dem Wollen und der Sehnsucht aller jungen Menschen. Es ist zu vermuten, daß die Sympathien der Teilnehmer denen gehören werden, die mitmachen – die für „Frieden und Freundschaft“ sind, wie sie meinen, und weniger denen, die abseits stehen.

Zwei, drei Kundgebungen runden das Bild ab. Kundgebungen, die verständlicherweise nicht pro-westlich sind – aber eigenartigerweise auch nicht anti-amerikanisch. Wie überhaupt zu beobachten war, daß die sowjetisch-amerikanischen Gegensätze zu einem großen Teil fast wie ein Tabu behandelt wurden.

Eine Solidaritätskundgebung mit der Jugend der kolonialen und neuen unabhängigen Länder, wie sie durchgeführt wurde, würde auch in der Bundesrepublik bei den antikolonialistisch eingestellten Jugendverbänden auf Sympathie stoßen.



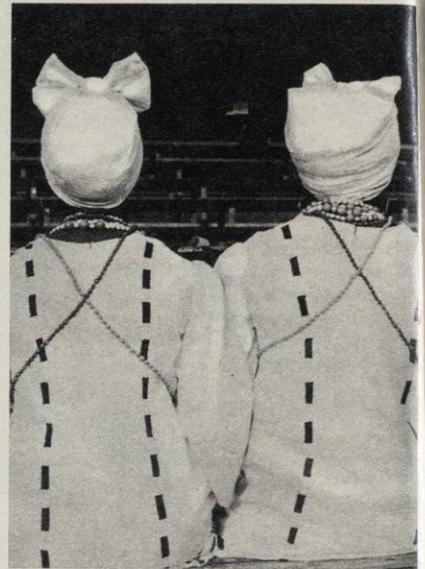
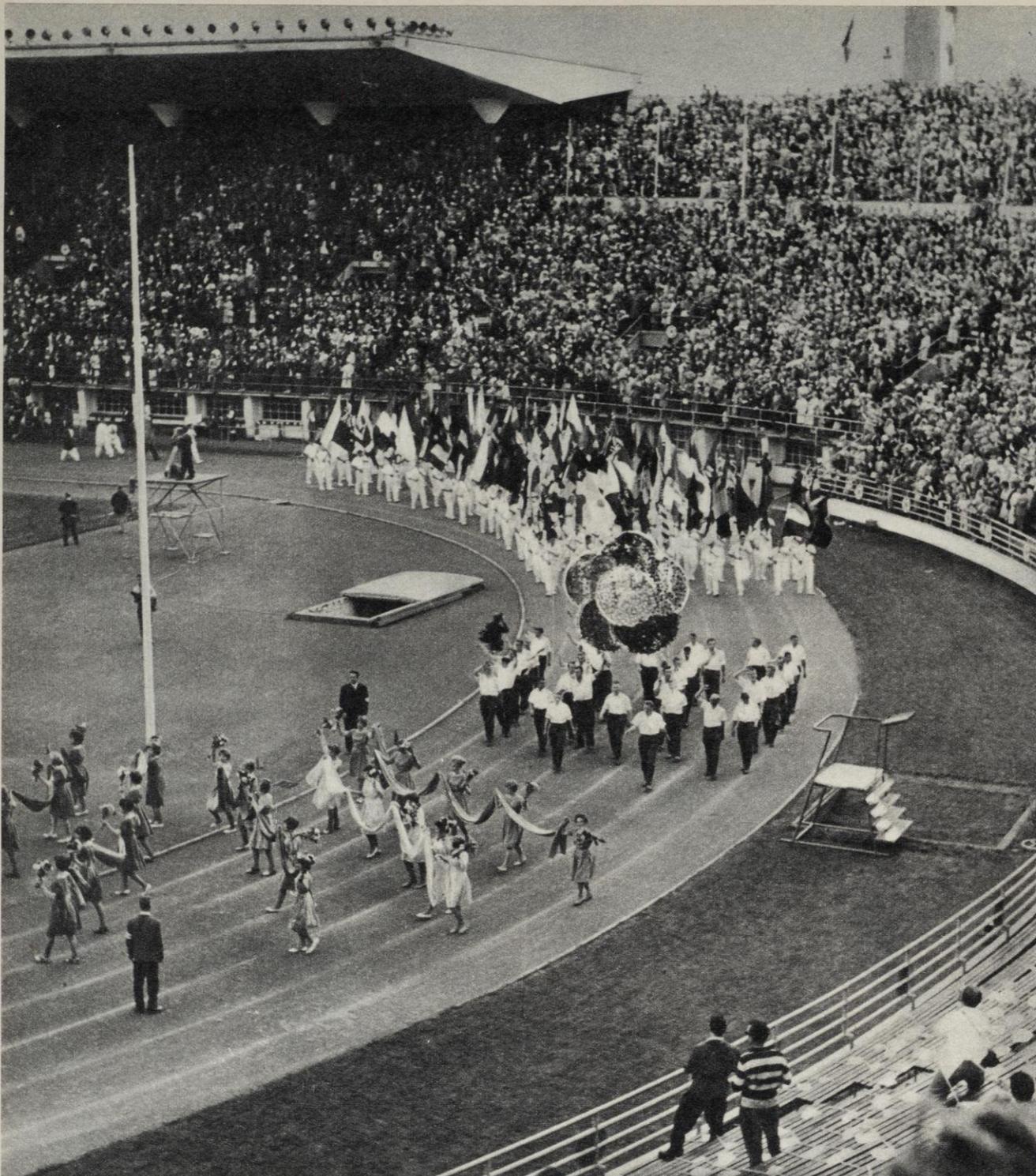
Indonesische Tanzgruppe wartet auf ihren Auftritt
Japans Jugend, die die Wirkung der Atombomben wie keine andere Jugend kennt

Ganz bescheiden wurde im Programm auf die Durchführung von Freundschaftstreffen hingewiesen. Aber gerade die dürften für uns in der Bundesrepublik besonders interessant sein. Unter Freundschaftstreffen verstand man den Besuch von Haus zu Haus, von Delegation zu Delegation. Allein die Reisegruppe der Bundesrepublik – der keine legitimierte Sprecher der westdeutschen Jugend- und Studentenverbände angehörten – hat in neun Tagen in Helsinki etwa 77 derartige Begegnungen durchgeführt, davon allein etwa 33 mit Delegationen aus farbigen Ländern. Wie groß die Anzahl der Freundschaftstreffen der DDR-Delegation war, ist nicht bekannt. Sie dürfte aber weit größer als die der Reisegruppe der Bundesrepublik gewesen sein.

Auf diesen vielen, vielen kleineren Begegnungen zwischen den Delegationen wurde politisch diskutiert. Es gehört wenig Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie das politische Bild aussieht, das ein junger Ausländer von der Bundesrepublik und dem Westen erhält, der ein Freundschafts-

treffen mit der DDR-Delegation und der Reisegruppe der Bundesrepublik hinter sich hat. Was für ein Zerrbild von der Bundesrepublik mag dabei in vielen Köpfen entstanden sein? Wenn dem so ist – und wer wagt daran zu zweifeln –, sind am wenigsten die schuld daran, die als Teilnehmer in Helsinki waren, Schuld daran tragen wir alle, die wir es bislang stur und politisch uneinsichtig abgelehnt haben, legitimierte Delegationen der Jugend- und Studentenverbände aus dem Westen einschließlich der Bundesrepublik am Festival teilnehmen zu lassen. Wir haben außerhalb gestanden und beobachtet und hätten eine große Chance gehabt, die demokratische und freiheitliche Idee – von uns verteidigt – mit zur Diskussion zu stellen.

Einmarsch der Delegationen ins Stadion
(Die Blume ist das Symbol des Festivals)



Zwei farbige Mädchen. Was mag in ihren Köpfen vorgehen?

Das Festival bot eine gute Möglichkeit für eine geistige Auseinandersetzung. Daß sie nicht erfolgte – oder einige wenige sehr freimütige Diskussionsredner untergingen –, lag nur in wenigen Fällen an den Diskussionsleitern. Es lag einfach daran, daß die Teilnehmer im wesentlichen im eigenen politischen Saft schmorten, weil die westlichen Jugendverbände – mit ihren Vorstellungen über politische Probleme – nicht vorhanden waren. Wir haben gekniffen und damit eine große Chance verpaßt.

Wie großartig allein war das Vorhandensein zweier westlicher Informationszentren. Junge Amerikaner und junge Schweizer informierten die Festivalteilnehmer nüchtern und sachlich über das Leben in ihren Ländern. Ohne jede Polemik, ohne Holzhammer – das war wirkungsvoll und hinterließ bei den Festivalteilnehmern aus aller Welt, die diese Zentren besuchten, einen ausgezeichneten Eindruck.

Trotzdem war der Leiter des Schweizer Informationszentrums, ein Student, nicht zufrieden: „Der Kreis, den wir erreichen, ist zu klein. Wir müssen am Festival teilnehmen. Teilnehmen, aber nicht als kalte Krieger, sondern als junge Menschen aus dem Westen, die wie die Jugend der übrigen Welt auch für Frieden und Freundschaft ist.“

So bescheiden aber wirkungsvoll die beiden Informationszentren waren, so problematisch waren andere Aktionen.

Einige Nächte hindurch trugen junge Finnen – zum großen Teil mit ihren Mädchen am Arm –

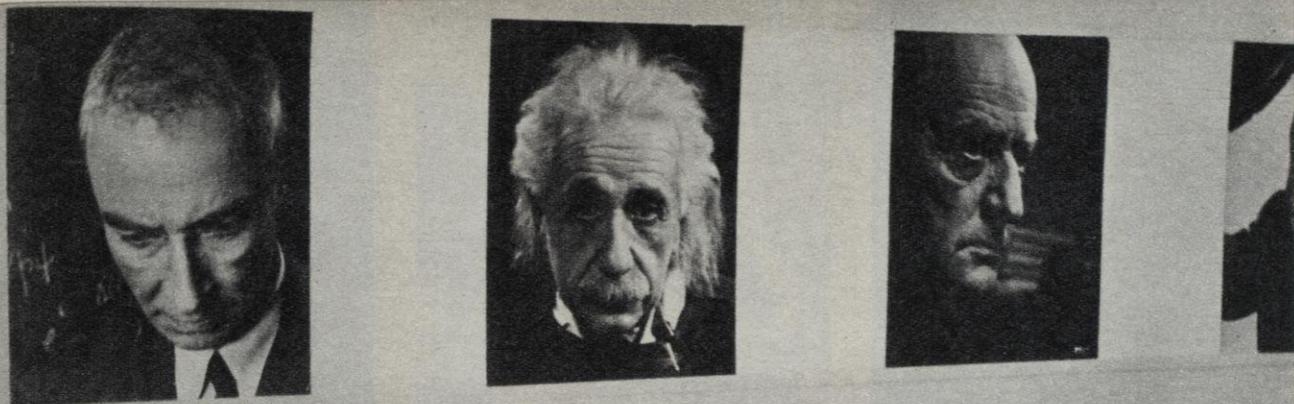


Unruhe in die City der finnischen Hauptstadt. Über die Ursache gibt es die verschiedensten Versionen. Eine davon lautet, daß sich einige finnische Studenten durch den Gesang einer Gruppe von Mitgliedern der DDR-Delegation provoziert fühlten. (Wissen muß man, daß die finnischen Jugend- und Studentenverbände in ihrer Mehrheit eine Teilnahme am Festival abgelehnt hatten. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß die finnische Jugend die stärkste Delegation für das Festival stellte, nämlich 2200 Teilnehmer.)

Beobachter dieser nächtlichen Unruhen hatten den Eindruck, daß es der finnischen Jugend mal Spaß machte, gegen ihre Polizei zu rebellieren. Man konnte sehen, daß Festivalteilnehmer unbehelligt durch Ansammlungen von jungen Finnen gingen, sobald aber die Polizei erschien, ging von einer Gruppe der Ruf aus: „Kommunisten raus!“ Dann liefen sie zu einem großen Teil lachend zur nächsten Straßenecke. Dort begann das gleiche Spiel wieder. Sie schienen einen Mordsspaß daran zu haben.

Weniger Spaß daran fand das Festivalkomitee, das von einem provozierten Antifestival sprach – wie auch die finnische Regierung. Staatspräsident Kekkonen wandte sich in einer scharfen Erklärung gegen die Randalierer und erklärte, daß sich das finnische Volk ihrer zutiefst schäme.

Demonstrativ nahm der finnische Staatspräsident, der sich bis dahin gegenüber dem Festival größte Zurückhaltung auferlegt hatte, an einer Festivalveranstaltung teil. Seine Hal-



Eine Gruppe finnischer Jugendlicher diskutiert im amerikanischen Informationszentrum



Jugend aus der Bundesrepublik

Österreichs Delegation

...tung fand die Unterstützung der gesamten finnischen Presse.

Schon am nächsten Tag waren Helsinkis Straßen ruhig. Die Festivalleitung, besonders die DDR-Delegation, versuchte durch Presseverlautbarungen und Konferenzen in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, daß hinter diesen „Provokationen“ Personen aus der Bundesrepublik stünden.

Als Beweis für ihre Vermutungen führten sie Heinz Lippmann an. Lippmann, ehemals Mitglied des Zentralrats der „Freien Deutschen Jugend“, so wurde den anwesenden Pressevertretern erklärt, flüchtete vor einigen Jahren unter Mitnahme von 2 Millionen Ostmark in den Westen. Und nun hält er sich in Helsinki auf. Hohnlächelnd wurde hinzugefügt – angeblich als Pressevertreter einer großen bundesrepublikanischen Parteizeitung.

Für den Staranwalt der Zone, Kaul, schien Lippmann die ideale Zielscheibe zu sein, um die Bundesrepublik in den Augen der Öffentlichkeit mit dem Makel des Störenfrieds belasten zu können.

Hoffentlich ist es ihm nicht gelungen!

Erkennen wir doch endlich als Jugend des Westens die Notwendigkeit, uns überall und zu jeder Zeit mit den Kommunisten geistig auseinanderzusetzen und ihnen nicht einfach das Feld zu überlassen. Laßt uns offensiv werden!



Irgendwelche

Dörfer

in

Algerien

Wir hatten uns verfahren. Der Wagen stand auf einem flachen Bergrücken im Djebel Rgheiss. Wenn meine Vorkriegskarte stimmte, mußte irgendwo vor uns ein Dorf liegen; irgendein Dorf, ohne Belang. Ich fuhr dorthin, weil ich „irgendwelche“ Dörfer sehen, ihren Kriegsspuren nachgehen und die Geschichte ihrer Bewohner erfahren wollte.

Vor uns im Tal entdeckten wir eine Schafherde. Der Hirtenjunge nahm Reißaus. Erst als ich ihn fotografieren wollte, machte er halt. Mit erhobenen Händen, angstschlotternd und leise weinend kam er uns zögernd entgegen. Die Kamera mußte er wohl für eine Pistole und mich für einen französischen Soldaten gehalten haben. Meinen Begleitern, Mitglieder der FLN aus Constantine, glaubte er nicht, als sie ihm versicherten, Freunde zu sein. Mit seiner Holzflöte wies uns der Junge einen Weg nach Südosten ins Dorf. Wir waren gewitzt und fuhren in entgegengesetzter Richtung nach Nordwesten.

Tatsächlich war unser Entschluß richtig. Wir fanden eine „Mechta“ oder was davon übriggeblieben war: Ruinen, unkrautüberwucherte Gänge, verkohlte Balken. Ich wählte das Dorf menschenleer, stand aber unvermittelt einem alten Bauern gegenüber. Anders als der Hirtenjunge war der Alte frisch und unbekümmert. Lachend wies er auf das saftige Grün eines Getreidefeldes hinter den Ruinen: „Das ist die schönste Ernte in diesem Jahrhundert. Seit meiner Kindheit habe ich nicht mehr so volle Halme in den Händen gehalten. Im Jahre der Unabhängigkeit trägt die Natur unsere Landesfarbe.“

Ich wollte die Geschichte seines Dorfes erfahren.

„Es war damals im Jahre 1958. Französische Soldaten kamen zu uns. Sie baten um Wasser. Wir boten ihnen frisches Trinkwasser aus dem Brunnen. Dann vertrieben sie uns aus dem Dorf. Wir durften nichts mitnehmen. Als wir weggegangen waren, bestiegen die Franzosen ihre Panzerwagen und beschossen unsere Mechta. Den Rest setzten sie in Brand.“

Ein anderer, jüngerer Bauer gesellte sich zu uns. Er unterbrach das Gespräch: „Allah hat uns gesegnet. Mit dem Blut unserer Märtyrer ist der Boden getränkt. Deshalb ist er in diesem Jahr so fruchtbar.“ Der Jüngere war voll verhaltener Fröhlichkeit. Scherzworte flogen zwischen ihm und seinem Nachbarn hin und her. Ich wollte das Gespräch wieder auf die Geschichte des Dorfes lenken. In diesem Augenblick bannte mich eine eindrucksvolle Erscheinung.

Aus dem hohen Getreidefeld tauchte ein Schimmel auf. Der Reiter trug einen tiefhängenden Schlapphut und... die Leoparduniform der Fallschirmjäger. Dicht vor unserer Gruppe zügelte er sein Pferd, sprang ab und grüßte militärisch. Der jüngere Bauer nahm das Pferd und ließ es in der nächstgelegenen Ruine grasen. Der ältere stellte uns vor: ein Offizier der Befreiungsarmee.

Der Hirtenjunge vorhin hatte seinem Kameraden auf dem Nachbarhang ein Zeichen gegeben. Von Hügel zu Hügel wurde der Ruf bis ins Lager der ALN weitergetragen: Fremde sind



Kabylen-Bauern

Hirtenjunge in Ostalgerien

gekommen. Der Offizier ließ sich von meinen Begleitern und mir die Begleitbriefe zeigen, die uns die ALN in Constantine ausgestellt hatte. Er machte sich Notizen. Als er mir den Begleitbrief zurückgab, bat er mich um drei Visitenkarten (Wanderer, begegnest du der ALN, rüste dich mit Visitenkarten aus!). Der Offizier forderte mich auf, mich nicht durch seine Anwesenheit stören zu lassen; andererseits wollte er nicht mit militärischen Fragen belästigt werden.

Zurück zur Dorfgeschichte. Nach dem Waffenstillstand waren die Bauern heimgekehrt. Einen Steinwurf von den alten Ruinen entfernt, hatten sie sich in neuen „Gurbis“ eingerichtet. Am Tag vor meinem Besuch war die Dorfschule, eine kleine, abseits gelegene Lehmhütte, gebaut worden. Ich wollte den Dorflehrer kennenlernen. Der Offizier lächelte, überließ es aber den Bauern mir zu erklären, daß die ALN ihnen Unterricht gäbe.

Beim Weggang nahmen die Bauern in militärischer Haltung von uns Abschied. Steif streckten sie den linken Arm nach unten, während der rechte zur Stirn schnellte. Der Offizier reichte uns dagegen lässig die Hand, schwang sich auf sein Pferd, winkte noch einmal zurück und verschwand, so wie er gekommen war, im Kornfeld.

Das Dorf Bahloul steht in keinem Geschichtsbuch, in keinem Touristenführer Algeriens. Trotzdem hat es einen Namen in der Gegend südlich von Constantine: Es birgt einen der zentralen Soldatenfriedhöfe der ALN.

Mit wortloser Geste hatten mir die Bauern von Bahloul den Weg zum Friedhof gewiesen. Stumm blieben sie im Hintergrund stehen, während ich an den Reihen der kleinen, steinumsäumten Einzelgräber vorbeiging. Auf jedem Grab steckte ein Pappschild mit den Per-

sonalien des Gefallenen. Gleich hinter den Einzelgräbern türmten sich sieben hohe Sandhügel. Zwei tiefe und breite Gräber waren ausgeschachtet und noch leer.

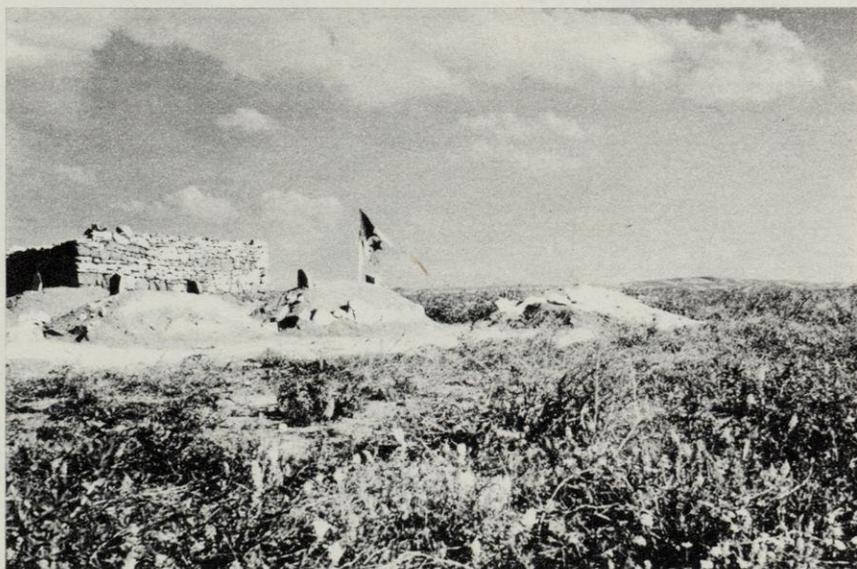
Ich ging zur wartenden Gruppe zurück und bat den Ältesten unter ihnen um eine Erklärung: „In diesen Massengräbern liegen die Toten unseres Dorfes und der Nachbargemeinden ringsum. Hier, in unserer Gegend, war das berüchtigte Korea-Bataillon der französischen Armee stationiert. Eine Fußstunde von Bahloul entfernt haben sie im stillgelegten Bergwerk Ain Arko scharenweise Männer, Frauen und Kinder erschossen. Erst jetzt durften wir das Bergwerk betreten. Bis heute haben wir 409 Leichen entdecken können. Sie liegen unter diesen sieben Hügeln.“

Ich ließ mich in das Bergwerk führen. Aus den aufgebrochenen Stolleneingängen schlug mir süßlicher Leichengeruch entgegen. Vor den Grubeneingängen lagen verrostete Patronenhülsen im Gras. In einer Höhle entdeckte ich auch Reste von Granaten.

Oben, am Grubenrand des Bergwerkes, stand die Wand einer Hausruine; lauter Gewehrschläge hatten den Verputz aufgerissen: Hier fanden die Einzelhinrichtungen statt. Mir kam das alles wie ein Spuk vor. Ich drängte darauf, andere Hinrichtungsstätten und andere Massengräber zu sehen. Aber der örtliche Leiter der FLN wehrte ab: „Was soll das? Nun ist alles vorbei. Damals hätte die Welt darüber reden sollen. Heute ist es zu spät.“

Ich drängte darauf, weitere zu sehen. „Nun gut, wenn Sie unbedingt wollen. Wir wissen nicht, wo überall unsere Toten liegen. Fragen Sie unterwegs die Hirtenjungen, die sind darüber besser unterrichtet als wir Erwachsenen. Die Kinder waren im Krieg die einzigen, die sich noch einen Blick trauen konnten.“

Massengräber auf dem Friedhof der Algerischen Befreiungsarmee (ALN)



Der Rat schien mir fremd, aber ich folgte ihm. Irgendwo auf der Strecke hielt ich einen Jungen an. Zuerst wollte er nicht recht mit der Sprache heraus. Dann zeigte er mir am Horizont einen Hügel: „Vor zwei Jahren, im Sommer, habe ich gesehen, wie einige Frauen und Männer auf diesen Hügel geführt wurden. Sie waren alle gefesselt. Dann hörte ich Gewehrschüsse, dann war Stille.“

„Wie viele Leute waren es, die da abgeführt wurden?“

„Ich kann es nicht genau sagen. Es mögen 150 gewesen sein.“

Ich nahm den Jungen im Wagen mit, als wir jemanden gefunden hatten, der solange über seine Herde wachte. Die letzte Strecke des Weges mußten wir zu Fuß gehen. Auf dem Kamm des Hügels entdeckten wir eine Kiesgrube. Keine Spur von einer Hinrichtung. „Nein, die Soldaten ließen ihre Opfer nicht offen liegen. Nach der Schießerei kam ein Raupenbagger.“

Es dauerte nicht lange, bis wir im Sand eine Kettenspur dicht am Hang entlang entdeckt hatten. Schaufel und Gerät hatten wir nicht bei uns. Darum scharrte ich wahllos irgendwo mit der Schuhspitze in der Erde herum. Ein Gebiß, ein Oberschenkelknochen, ein ganzes Gerippe, ein Stoffetzen, ein Schädel, ein Drahtgeflecht mit dem die Opfer gefesselt waren, ein Schuh.

Unterwegs blieb unser Wagen in einem Erdspalt stecken. Auf der unwegsamen Piste hatten wir das Hindernis im grellen Sonnenlicht zu spät bemerkt. Gerade wollten wir uns zu einem Fußmarsch in den nächsten Weiler rüsten, da tauchte ein Traktor in der Schlucht auf. Dank einer unsichtbaren Allgegenwart der Hirtenjungen waren Landarbeiter schnell von unserer Panne unterrichtet worden. (Wenn es nötig ist, funktioniert das „arabische Radio“ doch besser als unser Draht- oder drahtloser Funk.)

Der Landarbeiter ließ es sich nicht nehmen, uns zu einem Glas Pfefferminztee einzuladen. Er führte uns zu einer nahen Feldscheune, wo schon andere Landarbeiter einen kleinen Imbiß für uns improvisiert hatten. Der Boden gehörte einem europäischen Großgrundbesitzer. Der Eigentümer war nach Frankreich geflohen. Doch sein muslimischer Verwalter sorgte mit Unterstützung eines schnell gebildeten Arbeiterrates für die Bestellung der Felder.

Beim Knacken frischer Mandeln kamen wir rasch ins politische Gespräch. Agrarreform?

„Wissen Sie“, meinte der Traktorführer, „darüber wird viel geredet. Mir persönlich ist es gleich, ob ich ein Stückchen Land mein Eigen nennen kann. Seitdem ich in den Renault-Werken in Paris gearbeitet habe, liebe ich Motoren. Nur in einer großen Farm kann ich meinen Traktor fahren. Aber mein Vater und meine Brüder denken anders. Sie sind ganz auf Land versessen und möchten unten im Tal, dort wo ich Sie herausgeholt habe, den Streifen wiederhaben, den unser Großvater an die Europäer verlor.“

„Wurden Sie enteignet?“

„Ja, weil wir unseren Besitz nicht rechtzeitig

Die armen Eingeborenen und die tüchtigen Weißen



im französischen Grundbuch eintragen ließen. Niemand hat uns gesagt, daß es so ein Grundbuch gibt, bis eines Tages ..."

„Glauben Sie, daß die früheren Eigentümer ihr Land wieder zurückbekommen?“

„Welchen Sinn hätte das? Viele von uns sind selbständig geblieben. Aber ihr Land wurde unter den Söhnen aufgeteilt, dann unter den Enkeln, und heute haben die Urenkel gerade noch zwei oder drei Hektar. Die Arbeitsgeräte sind primitiv. Keiner versteht etwas von künstlicher Düngung, von Saatkulturen. Herauswirtschaften kann man dabei nichts.“

„Sie versprechen sich also mehr von Genossenschaften oder Kollektivbesitz?“

„Wir reden an dem Kern des Problems vorbei.“ Der einstige Verwalter der Großfarm und jetzige Leiter des Arbeiterrates mischte sich in das Gespräch ein. „Ob Genossenschaft, ob Privatbesitz, ob Staatsfarm ist nicht die Frage. Viel wichtiger ist die richtige Wahl der Produktion. Die europäischen Farmer haben in Algerien soviel Wein angebaut, daß wir es jetzt in der Unabhängigkeit schwer haben werden, diesen Wein ins Ausland zu verkaufen. Der Tabakanbau ist zurückgegangen. Flachs gibt es kaum noch. Die Produktion der Baumwolle ging von 18000 Doppelzentner im Jahre 1955 auf 4300 Doppelzentner im vergangenen Jahr zurück. Das muß geändert werden.“

„Jawohl, mehr Baumwolle, mehr Tomaten, mehr Obst! Und dann müssen kleine Fabriken, Konservenfabriken, Jutespinnereien, in unseren Dörfern gebaut werden, damit wir nicht das halbe Jahr über arbeitslos sind.“ Der Traktorführer war ganz versessen auf den Gedanken, Industriebetriebe ins Dorf zu holen. Er malte aus, wie Strom gewonnen werden könnte, wie die Landstraße ausgebaut werden müßte. Jetzt – nicht vorhin beim Gespräch über Besitzreformen – wurden alle lebhaft. Die Landarbeiter vergaßen darüber sogar, neue Holzkohle unter den Teekessel zu schieben. Ich erfuhr, daß fast alle einige Jahre lang Industriearbeiter in Frankreich gewesen waren.

„Ich habe in der Schweiz gearbeitet. Dort wohnen die Menschen genauso im Gebirge wie hier. Sie haben kein Erdöl, keine Erzgruben: trotzdem stellen sie Uhren und Motoren her.“ Die Phantasie der Dörfler überschlug sich: „Ein Kino muß ins Dorf. – Der Brunnen kann mit einer Motorpumpe betrieben werden. Kraftstoff ist billig.“

„Und das Geld?“ Ich wagte die Zwischenfrage. Das Geld? Es wurde still. Der Verwalter schlug mir auf die Schultern: „Als wir 1954 die Revolution begannen, fragte Ferhat Abbas, wie könnten wir gegen die Franzosen kämpfen, die reichste Nation Europas, ohne einen Pfennig Geld. Nun haben wir die Franzosen geschlagen – ohne Geld. Wichtiger als das Geld sind die Menschen. Unser Geld ist soviel wert wie wir selbst wert sind.“

Ein zierlicher Blasebalg fauchte wieder Glut in die Holzkohlen. Ein letztes Glas Pfefferminztee. Dann verabschiedete ich mich von dem Arbeiterrat, der sich im Juni gebildet hatte, ohne von dem flüchtigen Großgrundbesitzer dazu aufgefordert zu sein, ohne die Beschlüsse der FLN-Führung abzuwarten, ohne Gesetz, ohne Gutachten und ohne Auftrag. Einfach so ...

Werner Plum

In einem Lesebuch für das 7. und 8. Schuljahr der bayerischen Volksschulen steht eine Schilderung des Urwaldes auf Sumatra. Darin lesen wir über die „Eingeborenen“:

„Diese armen Malaien werden nie, wie es Europäer, Chinesen und Japaner tun, als Herren und Unternehmer solche Werke betreiben, sie werden immer nur Holzfäller, Schlepper und Säger sein, und was sie dabei verdienen, das geht fast alles für Bier und Tabak, für Uhrketten und Sonntagshüte wieder an die ausländischen Unternehmer zurück.“

Der Satz stammt von Hermann Hesse, und als er geschrieben wurde, stimmte er in dem, was über die tatsächliche Lage malaiischer Holzfäller gesagt wird. Nur das „nie“ erwies sich einige Jahrzehnte später als falsche Prophezeiung, denn die armen Malaien machten sich von der Herrschaft der Niederländer frei und gründeten einen eigenen, selbständigen Staat, die Indonesische Republik. Mit ihr unterhalten wir diplomatische Beziehungen, und mit ihr treiben wir Handel. Das hindert aber bayerische Lesebuchmacher nicht, Jahre nach der Gründung dieses Staates eine längst überholte Schilderung der Lebensverhältnisse seiner Einwohner in ein Lesebuch aufzunehmen und den Kindern, die daraus ihr „Weltbild“ gewinnen, eine völlig falsche Vorstellung zu vermitteln.

Ein Einzelfall? Leider nicht. Obwohl kaum eine Woche vergeht, in der nicht ein Minister aus einem der jungen afrikanischen Staaten, eine Abordnung aus Indien, Pakistan, Ceylon oder Indonesien in Bonn offiziell empfangen wird und die Fotos davon durch die deutschen Zeitungen gehen, existiert in unseren Schulbüchern noch immer der arme, unwissende, apathische „Eingeborene“, der ohne die tüchtigen Weißen weder seine wirtschaftliche Existenz noch seine staatliche Ordnung gestalten kann.

Wie sollen unsere Kinder sich in der Welt von morgen, die eine Welt der Partnerschaft zwischen den Völkern aller Erdteile sein wird, zurechtfinden, wenn ihnen die Schule Klischeevorstellungen von den andersfarbigen Menschen vermittelt, die noch aus der Kolonial-epoche stammen und damals geprägt wurden, um den Herrschaftsanspruch des weißen Mannes zu legitimieren? Wie sollen sie beispielsweise die großen sozialen und politischen Umwälzungen, die Asien in den letzten Jahrzehnten total verändert haben, begreifen, wenn sie von den Asiaten folgendes lernen: „Der Japaner ist immer höflich und freundlich, Mit allem findet er sich ohne Aufregung ab. ‚Schikatagani‘ sagt er – d. h. ‚das ist eben so‘. Auch im ganzen weiten übrigen Ostasien denkt man so.“

Wie ist es denn vorstellbar, daß Menschen, die sich gleichmütig mit allem abfinden, eine große Revolution machen, wie die Chinesen sie gemacht haben? Wie soll man es verstehen, daß die immer höflichen und freundlichen Japaner zu Hunderttausenden auf die Straße gehen, für politische Forderungen demonstrieren und sich erbittert mit der Polizei herumschlagen? Wie stark solche in der Jugend aufgenommene Klischees weiterwirken, läßt sich ja tagtäglich am Verhalten der Erwachsenen beobachten. Warum machen denn Zimmerwirtinnen

in Köln und München und anderen Universitätsstädten die Korridortür schnell wieder zu, wenn ein schwarzer afrikanischer Student nach der Bude fragt? Weil der Menschenfresserkomplex, der ihnen in ihrer Jugend einmal eingepfropft worden ist, noch immer nachwirkt. Warum haben wir in den Betrieben soviel Schwierigkeiten mit ausländischen Praktikanten und Gastarbeitern? Weil in den Köpfen derer, die mit ihnen umgehen müssen, vielfach noch Vorstellungen von „Wüstensöhnen“ und „Buschnegern“ hängengeblieben sind, die aus Schul- und anderen Büchern von gestern stammen.

Wir können uns den Unfug der falschen Information durch romantische oder zweckbestimmte Darstellungen der nichteuropäischen Welt nicht mehr leisten. In einer Zeit, in der es zum Alltag gehört, daß Menschen anderer Hautfarbe im Betrieb neben uns stehen, daß welche von uns hinausgeschickt werden in die Länder Asiens, Afrikas, brauchen wir eine reelle, eine zutreffende Unterrichtung. Die kann nicht nur die Schule leisten, aber sie muß dabei mithelfen, und das wenigste, was von ihr erwartet werden muß, ist, daß sie nicht erst falsche Welt- und Menschenbilder aufbaut, die dann wieder korrigiert werden müssen. Die „Eingeborenen“, gleichviel, ob sie sentimental oder mit dem Dünkel der Weißen gesehen werden, haben mitsamt allen Klischeevorstel-

lungen ähnlicher Art aus unseren Schulbüchern zu verschwinden. Die UNESCO verbreitet hochinteressantes Material über die Anstrengungen, die in den jungen Staaten unternommen werden, um das Analphabetentum, um den Bildungsrückstand – der allzu oft ja auf das Schuldkonto der ehemaligen weißen „Herren“ geht – zu überwinden. Davon sollten unsere Kinder in ihren Schulbüchern lesen. Und auch davon, wie es in den ehemaligen Kolonialgebieten ausgesehen hat, ehe die Weißen kamen, was es an eigenständigen alten Kulturen, was es an politischen Ordnungen dort gegeben hat. Auch über die andersartigen Denkweisen und Lebensverhältnisse, so wie sie heute sind, sollte etwas mitgeteilt werden. Der Meister, der sich heute entrüstet, weil der junge Tunesier, der ihm zugeteilt wurde, voll Stolz die Fotos seiner ganzen Verwandtschaft herumzeigt – und damit die anderen von der Arbeit abhält –, würde Verständnis dafür haben, wenn er erfahren hätte, daß in der Heimat des Praktikanten die Sippe noch eine höchst bedeutsame Rolle spielt. Das brauchte ihn nicht abzuhalten, den betrieblichen Notwendigkeiten Geltung zu verschaffen, aber er würde es mit Takt und Humor tun. Von oben her geschieht heute einiges, um die Entrümpelung unserer Schulbücher in Gang zu bringen. Von unten her muß nachgeholfen werden!

Cato

Pfirsichkörbe und ein Ball ...

Eine Briefmarke erinnert an Dr. Naismith



Es gibt verschiedene Wege, um „unsterblich“ zu werden. Dem Kanadier Dr. James Naismith glückte dies mittels Pfirsichkörben, einem Ball und einer Idee – also auf sehr ungewöhnliche Weise ...

Im Januar des Jahres 1891 plauderte Dr. Naismith mit seinem Freund Luther Gulick in der Trainingschule der Young Men's Christian Association. Während des Gesprächs bedauerte Gulick, daß es nicht einen neuen Sport gäbe, der von allen Mitgliedern der YMCA gespielt werden könne – ohne mit besonderen Ausgaben für den Ankauf von Sportartikeln verbunden zu sein!

Dr. Naismith ging die Unterredung nicht aus dem Sinn. Er beschäftigte sich mit den verschiedensten Ideen und schuf schließlich mit der Hilfe von zwei Pfirsichkörben und einem Fußball einen neuen Sport, der bald die Welt eroberte! Er nannte den Sport Basketball und Korbball. Und der 20. Januar 1891 war der Geburtstag des „Game“, das im Laufe der Jahrzehnte immer größere Zuschauermassen anlockte. Blitzschnell eroberte Basketball die Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1894 wurde der von Dr. Naismith ersonnene Sport zum erstenmal in China gespielt – und bald darauf in Indien.

In Europa begann der Siegeszug des Basketballs in Frankreich, wo der Sport im Jahre 1895 seinen Einzug hielt.

Dr. James Naismith, der Kanadier aus Almonte, starb 1939 im Alter von 78 Jahren. Ehe er – einer der beliebtesten Professoren der Universität von Kansas – dreißig Jahre alt war, hatte er „Sportgeschichte“ gemacht. Seine Landsleute, die Kanadier, vergaßen ihn nicht. Sein Bild nimmt heute einen Ehrenplatz in der Ruhmeshalle des kanadischen Sportes in Toronto ein – zukünftigen Generationen zur Erinnerung.

Nun, anlässlich seines 100. Geburtstages, hat ihn die amerikanische Post mit der Ausgabe einer Briefmarke geehrt, die seinen Namen trägt – und eine ausgestreckte Hand, einen Ball und ein Netz zeigt.

Und das ist die ungewöhnliche „Story“ des Dr. James Naismith, der einen Sport ersann, der die ganze Welt eroberte.

Walter Jelen, Toronto.

Weißt du noch?

Von Philipp Wiebe

Das Restaurant war nur mäßig besetzt, ich hatte die Speisekarte geprüft und blickte mich suchend nach einem Kellner um. Da erkannte ich ihn, der mir den Rücken zuehrte, an seinen abstehenden Ohren und dem roten Haar. Er saß nicht weit von mir entfernt einer Frau gegenüber, deren volles, etwas ältliches, gleichwohl recht hübsches Gesicht Langleweiligkeit zeigte.

Wir hatten ihn damals Freddy genannt. Freddy klang frecher, unternehmungslustiger, kabarettistischer als Fred. Im Alter von achtzehn Jahren waren wir – Freddy und ich – nach Rußland „in Marsch gesetzt“ worden, und ich war für seine etwas hochstaplerische Gesellschaft dankbar gewesen, lenkte sie mich doch von Befürchtungen ab, die als unsoldatisch galten, nämlich jenen Befürchtungen, in Rußlands Steppen das Leben zu verlieren.

Freddy konnte ebensogut erzählen wie auf seiner Gitarre spielen. Ein Lied liebte er besonders, und der Text erschien mir derart wahnwitzig, daß ich ihn geradezu komisch fand:

„Papa Stalin sitzt in Moskau, und er sorgt für unser Glück.

Wir leben und wir sterben für die Sowjetrepublik.

Komm, laß doch fahren, was früher einmal war! Anuschka, schenke ein aus dem neuen Samowar!“

Die Melodie war zündend, und viele, die mit uns im Viehwagen des Transportzuges kauerten, sangen mit: Soldaten, die gegen Papa Stalin und die Sowjetrepublik in den Krieg geschickt wurden.

Wenn Freddy nicht auf seiner Gitarre klimperte, erzählte er von seinen Erlebnissen mit Mädchen. Unerhörtes wußte er zu berichten, wild wucherte seine Phantasie, keiner vermochte sich seinen Erzählungen zu entziehen, und keiner glaubte sie ihm.

Breitschultrig, sommersprossig, rothaarig, mit abstehenden Ohren und einem Raubtiergebiß, lässig in seinen Bewegungen, respektlos gegen Vorgesetzte, kam mir Freddy oft wie ein Landsknecht vor: Ihm fehlten nur ein Barett, die

schwankende Feder und ein Wams aus Büffelleder.

„Weißt du“, sagte er dann auch einmal zu mir, „Krieg und Kommiß sind widerlich. Aber die Auszeichnungen, die man jetzt gewinnen kann, sind nicht zu verachten. Was meinst du, wie wild heute die Mädchen auf Ritterkreuzträger sind!“

„Liegt dir soviel an unintelligenten Mädchen?“ fragte ich.

Seine Antwort war ein mitleidiges Lächeln. Da wir keine Berufssoldaten waren, schickte man uns in die vorderste Frontlinie. Das gehört zu den Eigentümlichkeiten des Krieges: Gerade jene, die das Kriegshandwerk zu ihrem Beruf gemacht haben, werden vorwiegend im Hinterland eingesetzt, während die, die man zu diesem „Handwerk“ zwingt, ins „Stahlbad“ geschickt werden. Berufssoldaten, die etwas ausgefressen haben, pflegt man zur Strafe an die Front zu versetzen.

Ich wußte nicht, wofür ich kämpfte, denn die Behauptung, ich täte es zum Schutz meiner Eltern, meiner Geschwister, erwies sich schon bald als törichte Phrase, nachdem ich die Nachricht erhalten hatte, Eltern und Geschwister seien durch eine Fliegerbombe getötet worden.

Freddy hingegen kämpfte für sein Ritterkreuz. Kein Stoßtrupp, dem er sich nicht freiwillig anschloß, keine Tollkühnheit, die er nicht beging. Dreimal wurde er verwundet, kam aber immer wieder nach kurzer Zeit zurück, und schließlich, seit zwei Jahren waren wir im Einsatz, erhielt er sein Ritterkreuz und einen Sonderurlaub, von dem er mit der Nachricht zurückkam, sich mit einem bildschönen Mädchen verlobt zu haben. In den zwei danach folgenden Monaten, die wir noch beisammen waren, beobachtete ich an Freddy eine Veränderung: Er hatte plötzlich Angst, ließ keine Gelegenheit aus, Krieg und Militär zu verfluchen, und nur, weil er Ritterkreuzträger war, klagte man ihn nicht des Defaitismus an. Der Krieg, wir an der Front wußten es längst, war verloren, und im stillen frohlockten wir, denn nach einer Niederlage würde uns so schnell keiner mehr in eine Uniform zwingen.

Im Oktober 1944 wurde ich endlich so schwer verwundet, daß ich der Front für immer entzogen werden mußte. Von Freddy hörte ich nichts mehr, und es drängte mich später auch nicht, nach ihm zu forschen. Ich hatte genug damit zu tun, mich an meine Unterschenkelprothese zu gewöhnen und auch daran, allein zu sein – ohne Familie.

Und nun saß er fünf Meter von mir entfernt. Ich ging an seinen Tisch und sagte: „Freddy“, als ich vor ihm stand.

Sekundenlang überlegte er, dann sprang er auf, schlug mir auf die Schulter und rief: „Hannes!“

Er stellte mich seiner Frau vor, die einst das bildschöne Mädchen gewesen war, das er mit seinem Ritterkreuz erobert hatte.

Ein erinnerndes Gespräch begann, dem Freddy Frau mit verständnislosem Wohlwollen zuhörte.

„Weißt du noch, Hannes, wie in Charkow meine Gitarre zerschossen wurde?“

„Weißt du noch, Freddy, wie wir immer sangen: Papa Stalin sitzt in Moskau...?“

„Weißt du noch, Hannes, wie wir in Stalino fünfzig Eier organisierten?“

„Weißt du noch, Freddy, wie Hauptmann Neiber bei Mariupol stiften ging?“

„Weißt du noch, Hannes, wie wir den Augenarzt trafen, der mit Tolstois Sohn zusammen auf der Schule war?“

„Weißt du noch, Freddy, wie Edgar bei Cherson fiel?“

„Weißt du noch, Hannes, wie ich bei Uman drei Panzer knackte?“

„Weißt du noch, wie verzweifelt wir waren, Freddy?“

Freddy schwieg.

„Weißt du noch, Freddy, wie wir uns schworen, nie wieder eine Uniform anzuziehen?“

Freddy schwieg. Seine Frau jedoch hob die Augenbrauen und fragte: „Stimmt das, Fred?“

Freddy blickte verlegen zur Seite und nickte. Ich lachte. „Natürlich stimmt das, gnädige Frau! Wir hatten nämlich die Schnauze – Pardon! – voll. Und ich glaube nicht, daß sich heute Frontsoldaten wieder freiwillig zum Militär melden. Die Aktiven vielleicht, aber ein da-

mals nicht freiwilliger Soldat ist nicht so verrückt, was, Freddy?“

„Wollen Sie damit sagen, mein Mann sei verrückt?“ fragte Freddy's Frau scharf. Verständnislos starrte ich sie an.

„Es ist so, Hannes“, sagte Freddy ziemlich leise, „ich bin nämlich aktiv geworden. Anfang 1945 wurde ich noch zum Leutnant befördert, und nach dem Krieg... Alles ging mir schief, ich hatte keinen Beruf, weißt du...“

„Wer von uns hatte den schon!“ rief ich.

„Fred ist jetzt Major“, sagte Freddy's Frau stolz.

„Nicht möglich“, flüsterte ich.

„Na, irgend jemand muß doch bereit sein, Frauen und Kinder gegen die Sowjets zu schützen“, sagte Freddy.

„An der Elbe, während hier ABC-Bomben explodieren“, sagte ich.

„Lieber tot als rot“, sagte Freddy's Frau mit Nachdruck. Und um sie zu erobern, hatte Freddy also für sein Ritterkreuz gekämpft.

„Warum trägst du denn da Zivil? Warum trägst du nicht Uniform und Ritterkreuz?“ fragte ich Freddy.

„Habe Urlaub“, murmelte er.

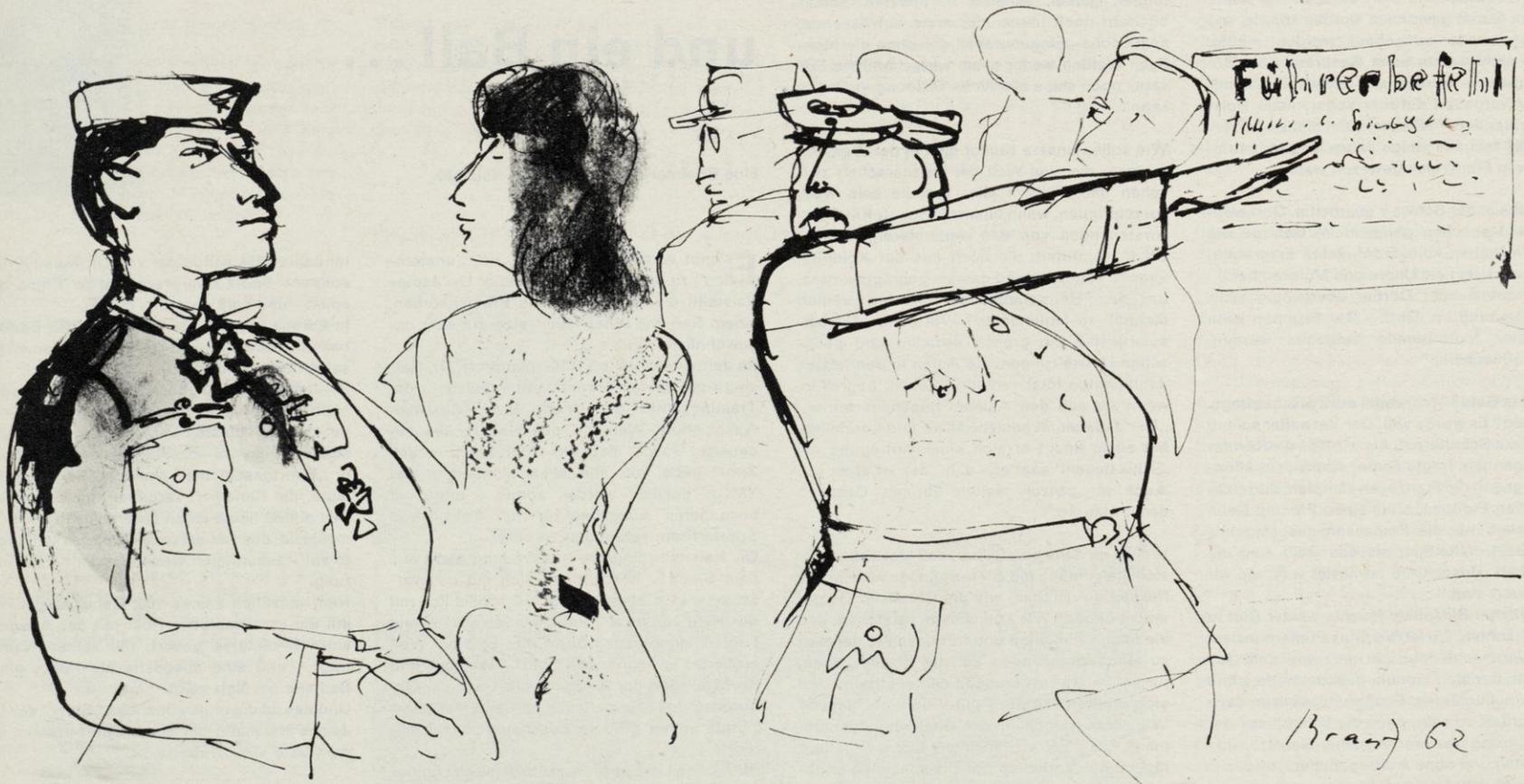
„Und es gab wirklich keinen anderen Job für dich, Freddy? Du träumtest doch damals davon, eine Jazzband zu gründen!“

Freddy zuckte die Schultern und vermied es, seine Frau anzublicken. Die antwortete für ihn: „Ja, er hat versucht, diese Negermusik zu spielen, aber das brachte kein Geld. Heute verdient Fred vielleicht mehr als Sie!“

„Möglich“, sagte ich und erhob mich. Ich blickte auf Fred hinunter, sein Gesicht war jetzt so rot wie sein Haar. Zweifellos schämte er sich seiner Frau. Es war mir klar, daß sie ihn zum Militär gedrängt hatte, schließlich hatte sie einen Ritterkreuzträger geheiratet und keinen Jazzband-Leader!

„Bitte Herr Major, mich zurückziehen zu dürfen!“ sagte ich und zog meinen rechten Unterschenkel an die Prothese.

Da reckte sich Freddy's Frau auf und zwang ihren Mann, sie anzusehen. Freddy schlug jetzt unvermittelt auf den Tisch: „Ich verbitte mir...“ begann er, doch ich drehte mich um und verließ das Restaurant. Der Appetit war mir vergangen.



Die vorletzte Minute

Von Günther Weisenborn

Sie sah aus trägen Augen auf seinen Fuß, der nackt ins Wasser hing. Er folgte ihrem Blick und musterte auch seinen Fuß. Er konnte zufrieden sein. Es war ein gesunder Fuß, hochgewölbt und kein Hühnerauge daran, die Zehen gerade wie Finger. Er hatte ihm die Universitätsmeisterschaft auf den mittleren Strecken eingebracht. Als er damals plötzlich mit dem Lorbeerkrans vor allen Leuten auf der Tribüne gestanden hatte, war er vor Eitelkeit beinahe besinnungslos drei Tage durch die



Stadt gelaufen. Er streckte den andern Fuß ins Wasser, damit sie ihn auch sehen solle.

Dann fiel ihm wieder alles ein. Aus seinen Augenwinkeln musterte er sie, wie sie da mit dem Bauch auf der Kribbe lag, auf den heißen Steinen sich ausstreckte, der Rücken glänzte rund in der brütenden Sonne. Sie hatte vor lauter Licht schmale Augen, müde Augen dazu, mit denen sie ihn anblickte, als habe sie ihn vergessen.

Sie blickte zu ihm hinüber, als sei er ein Fenster, durch das man gelassen eine Abendlandschaft betrachtet. Sie war so verändert, als hätte sie ihr Gesicht mit einer Freundin getauscht. Unbehaglich startete er auf das Wasser. Man roch den Rhein. Es war sein müder, schwerer Sommergeruch. Der Schein war hier glatt und eilig. Drüben lag die Gronau. Sie waren herübergeschwommen, und erholten sich jetzt auf der Bühne neben der Zementfabrik. Sie würden gleich zurückschwimmen, zwei junge Menschen, zwei Studenten, ein Liebespaar. In der Gronau, jener Senke aus Wiesen und Feldern, an deren Ufer Büsche standen und Baumgruppen, fuhren andere Badelustige drüben weit vom Stadion her auf Rädern zum Strand. Irgend etwas blinkte in der Sonne. Drei dünne Staubspuren zogen langsam hinter ihnen her, erhoben sich jedoch nur halbhoch, als seien sie müde und sanken dann in einem Bogen auf den Feldweg. Man sah sie im Sand liegen, nackt und braun und bunt-getupft von den Badeanzügen. Keiner bewegte sich. Es war einer der heißesten Tage des Sommers. Die Glut war wie aus Stein, wenn man aus dem Schatten trat. Hinter einem Gebüsch spielte jemand träge auf der Ziehharmonika.

Sie bewegte sich und drehte sich auf den Rücken. Er konnte ihr Gesicht nicht mehr sehen, nicht mehr ihren müden Mund, der ihm jeden Kuß geschenkt hatte, nach dem er begehrt, nicht mehr die sanfte Trauer in ihren

dunkelblauen Augen, nicht mehr die Linien dieses Leibes. Er wußte, daß sie eine großartige Frau war, trainiert und hübsch. Er wußte, daß sie jeden Tag Corelli übte, daß sie der Star des musikwissenschaftlichen Seminars war, und er wußte, daß augenblicklich eine bestimmte Verwandlung in ihr vorging. Natürlich, das ging seit 10000 Jahren so. Es war so unter den Menschen. Wir alle sind so entstanden, natürlich. Es war das Problem, vor das fast jeder Mann sich eines Tages gestellt sieht. Aber jetzt schon, heute? Er lebte von einem dünnen Stipendium, und auch sie hatte Gebührenerlaß und Freitisch. Und er war heftig geworden, als er von ihr verlangte, sie solle Konsequenzen medizinischer Art ziehen. Aber etwas Unvorhergesehenes geschah. Sie weigerte sich. Sie sagte kaum etwas in dieser stürmischen Unterhaltung, aber sie schüttelte den Kopf und senkte ihn, daß ihre rotblonde Mähne ihr Gesicht verhängte. Weißglühend vor Wut war er aus dem Sand der Gronau aufgesprungen und ins Wasser gestürzt. Sie war wie ein getreues Weib hinterher geschwommen. Sie folgte ihm Hand über Hand, und sie gingen wieder am andern Ufer den Strom aufwärts, bis sie auf der Kribbe rasteten. Sie sagten kein Wort mehr. Er blickte sie kaum an. Er dachte nach. Er wußte, daß seine Zukunft auf unerwartete und unerträgliche Art belastet war. Er rechnete, und als ihm klar wurde, daß seine Karriere zum Teufel, daß er ruiniert war, zerbrach er den dürren Zweig, den er unklammert hielt. Es war ihm, als sei der Stab über einen Unbekannten gebrochen, und er blickte sie an wie ein Feind blickt.

Und er sah, daß sie weinte. Sie weinte auf die lautlose Art, die Tränen liefen ihr an den Seiten des Gesichtes hinab ins Haar. Ihre Augen starteten in den Himmel. Zuweilen schnaufte sie. Er wurde fast besinnungslos vor Wut.

Er sprang auf und ging langsam an das Kopfende der Kribbe. Er hörte sie hinter sich herkommen. Dann sprang er ins Wasser, um zurück zu schwimmen. Er hörte, daß sie ihm folgte. Das Wasser war warm, und der Rheinsand rauschte in den Ohren. Sie wurden beide abgetrieben und schwammen langsamer als vorher. Als sie die Mitte des breiten Stromes wortlos erreicht hatten, schrie sie auf. Er blickte rasch zu ihr hinüber. Sie kämpfte mit dem Wasser. Ihr zweiter Schrei war durch das verschluckte Wasser sehr leise, und ihren dritten Schrei hörte man kaum. Er war so leise wie ein Seufzer. Sie ging unter. Er ließ sich gleichfalls treiben und warf die Arme in die Luft, als kämpfe er selber mit dem Untergang, aber er wußte, daß er hier instinktiv ein Alibi aufbaute, um späteren Anklagen zu entgehen. Es waren nur Sekunden, die vergingen, Sekunden, in denen jene mitten im Strom treibende Frau mit dem Tode kämpfte, und in denen er gleichfalls als ein Hilfloser stromabtrieb. Wenn in diese Lungen dort im Strom ein wenig Wasser zuviel drang, war sein Leben, seine Karriere, war er gerettet. Er hatte keine klaren Gedanken, es war eine winzige Willkür für Sekunden, die ihm pffig riet, die Hände nicht zur Rettung jener Frau dort zu erheben.

Ein Paddelboot rettete sie. Dabei half er bereitwillig. Als sie sich am Ufer erholt hatte und sich aus dem Sand erhob, ging sie an ihm vorbei, als sei er ein Stein.

Am nächsten Tag verließ sie die Stadt. Sie wechselte später die Universität, und er hörte nie wieder von ihr. Er wurde übrigens ein geachteter Mann, aber er haßte das Wasser, als sei der große, gute Rhein, der uralte Strom, der Feind gewesen. Aber der Riese zwischen den Ufern hatte seit grauen Jahrtausenden die Menschen einander lieben und hassen gesehen, er trug ihr Blut, ihre Todesseufzer und ihre Gelächter gelassen ins Meer. Es wechselten die Menschen an seinen Ufern, aber nicht die Leidenschaften, denn diese überdauern die Paare in den Uferwiesen wie der uralte Strom.

In der Buchhandlung

Foto: Will McBride





Der polnische Film

Aus „Asche und Diamant“
Foto: Neue Filmkunst

Unter den Filmländern Ost- und Südeuropas hat sich Polen in den letzten Jahren einen hervorragenden Platz gesichert. Über den polnischen Vorkriegsfilm ist relativ wenig zu berichten. Jahrzehntlang gab es eine nationale Filmproduktion von nennenswertem Umfang – wie etwa in Ungarn oder der Tschechoslowakei – kaum; die eingeführten Filme beherrschten den Markt. Zwar entstanden in der frühen Stummfilmzeit, als das Land vor dem ersten Weltkrieg noch Bestandteil des Zarenreiches war, eine Reihe von beachtlichen Arbeiten; doch die Tradition riß später ab. Der international bekannte Filmpionier Alexander Hertz hatte schon 1909 die erste Warschauer Produktionsfirma gegründet und ein paar Jahre später die Schauspielerin Appolonia Chalupka entdeckt, die dann im Ausland als Pola Negri berühmt wurde. Die polnische Filmgeschichte jener Jahre nennt den Regisseur Joseph Leytes mit seinem Film „Sturm“ (1928) und den Reinhardt-Schüler Richard Ordynski, der im gleichen Jahr den „Pan Tadeusz“ des Nationaldichters Mickiewicz verfilmte und später zur Paramount nach Paris ging. Einen der besten Filme jener Zeit drehte er heute berühmte Aleksander Ford. Sein halbdokumentarischer Film „Die Legion der Straße“ (1932) beschäftigte sich mit den jungen Warschauer Zeitungsverkäufern; der Einfluß seines realistischen Stils reicht bis nach 1945.

Bald folgte der Krieg und mit ihm die totale Zerstörung der wenigen vorhandenen Filmateliers. Nach 1945 wurde die Filmindustrie verstaatlicht. Zwei bedeutende Filme stehen am Neubeginn: Wanda Jakubowska „Die letzte Etappe“ (1947), ein erschütterndes Dokument über das Schicksal der weiblichen Häftlinge in Auschwitz, und Aleksander Fords „Die Grenzstraße“ (1949) über das Warschauer Getto. Ford baute zusammen mit Jerzy Toeplitz und Jerzy Bossak den neuen polnischen Film auf, und alle drei üben bis heute einen nachhaltigen

Einfluß aus: Ford als Regisseur, Toeplitz als Rektor der Staatlichen Hochschule für Film- und Theaterwesen in Lodz, Bossak als Dekan der Fakultät für Regisseure an dieser Hochschule und als Leiter des Dokumentarfilmstudios in Warschau. Nach mehr als zehnjähriger Tätigkeit dieser Filmhochschule läßt sich konstatieren, daß aus ihr fast alle jene Talente hervorgegangen sind, die heute das Gesicht des polnischen Films bestimmen: Kawalerowicz, Wajda, Munk, Jerzy Has, Czeslaw Petelski und viele andere.

Dieser Film ist ein junger Film, und seine besten Kräfte standen bereit, als im Herbst 1956 Gomulka wieder Parteisekretär wurde und das Diktat des sozialistischen Realismus ein Ende hatte. Wohl waren auch in den Jahren zuvor einzelne Meisterwerke entstanden. Aleksander Ford hatte 1952 „Chopins Jugend“ und ein Jahr später „Die Fünf von der Barkastraße“ inszeniert; Kawalerowicz war 1954 mit seinem Film „Zellulose“ hervorgetreten, dem Lebensbild eines polnischen Arbeiters aus der Zeit um 1930. Nun aber trat, der stalinistischen Fesseln ledig, der polnische Film in ein neues, sein bisher fruchtbarstes Stadium ein. Die in Lodz erzogene junge Intelligenz brachte ihn zu einer hohen Blüte. Bald wurde auch das Ausland aufmerksam; zahlreiche Festspielerfolge stifteten den Ruhm der polnischen Filmkunst.

Diese Filmkunst korrespondierte in den nächsten Jahren in gerader Weise mit den Nuancen des nationalen, politischen und sozialen Klimas; Wilfried Berghahn hat das in einer ausgezeichneten Studie analysiert (siehe Filmkritik, Heft 6/1961). Das begann mit Andrzej Munks „Mann auf den Schienen“, der Geschichte eines alten Lokomotivführers. Der Mann, von der Partei der Sabotage verdächtigt, stirbt, als er einen Zug zu stoppen versucht. Durch ein Mosaik von Zeugenaussagen rekonstruiert der Film den Hergang. Als der Loko-

motivführer schließlich rehabilitiert wird, tritt der Leiter der Untersuchungskommission ans Fenster, öffnet es und spricht den nochmals berühmt gewordenen Satz: „Es ist schlechte Luft hier“. Dazu kommentiert Berghahn: „Wenige Wochen später machte Gomulka ihm diese Geste nach. Auch er öffnete ein Fenster und ließ frische Luft ins Land...“ (Munk) hatte gezeigt, daß in bestimmten Situationen die Leinwand zur Projektionsfläche für die geheimen, nationalen Wünsche wird und die Szene wie eine Anweisung zum Handeln erscheinen kann.“

Munk, Wajda und Kawalerowicz drehten in den nächsten Jahren ihre wichtigsten Filme. Munks „Eroica“ (1958) ist nochmals dem Warschauer Aufstand gewidmet; sein bisher letzter Film heißt „Glück zu verkaufen“ – diese Satire auf einen Karrieristen lief im vergangenen Jahr in Cannes. Kawalerowicz, der bei Wanda Jakubowska assistiert und 1951 mit dem Film „Dorfgemeinde“ debütiert hatte, drehte in den folgenden Jahren „Nacht der Erinnerung“ und „Unter dem phrygischen Stern“. 1956, mit 34 Jahren, schuf er den „Mann ohne Gesicht“ und 1957 „Das wahre Ende des Großen Krieges“. In seinen beiden jüngsten Filmen „Nachtzug“ (1959) und „Mutter Johanna von den Engeln“ (1960) – und besonders im letzten, der beim diesjährigen Cannes-Festival den Regie-Preis bekam – schlägt Kawalerowicz einen ganz neuen Ton an, von dem die ganze Filmproduktion seines Landes beeinflusst wird.

Von anfänglich vier oder fünf Filmen im Jahr ist die polnische Produktion mittlerweile auf zwanzig bis fünfundzwanzig jährlich gestiegen, und diese Filme werden zu einem großen Prozentsatz von ziemlich jungen Leuten gemacht. Eine bedeutende Rolle in der Organisation des polnischen Filmwesens spielt die Einrichtung der sogenannten „Filmherstellergruppen“, ein

außerhalb Polens kaum bekanntes System, das einen bemerkenswerten Teamgeist spiegelt. In diesen Filmgruppen haben sich jeweils eine bestimmte Anzahl von Drehbuchautoren, Regisseuren und Kameraleuten auf Grund gemeinsamer Auffassungen, gemeinsamer Interessen und Arbeitsmethoden zusammengefunden. Gegenwärtig gibt es acht solcher Filmgruppen, von denen jede jährlich zwei bis vier Filme produziert und an deren Spitze erfahrene Regisseure stehen. Die Namen der Gruppen und ihrer Leiter sind: ILLUSION (Ludwis Starski), KADR (Jerzy Kawalerowicz), RYTM (Jan Rybkowski), START (Wanda Jakubowska), STUDIO (Aleksander Ford), SYRENA (Jerzy Zarzycki), KAMERA (Jerzy Bossak) und DROGA (Antoni Bohdziewicz). Außer den erwähnten Regisseuren gehören zur verantwortlichen Leitung jeder Gruppe noch der Drehbuchverfasser (oft ein bekannter Romanschriftsteller) und der Produktionsleiter. Diesem dreiköpfigen Direktorium obliegt die Wahl des Themas, die Abfassung des Drehbuchs und die Organisation der Produktion – vor allem aber das künstlerische Niveau der Filme.

Die Filmgruppen und die Filmhochschule – die beiden grundsätzlichen Elemente des „polnischen Filmexperiments“ also – arbeiten vorbildlich zusammen. In den Vorschriften der Filmgruppen sind besondere moralische und materielle Vorteile für diejenigen der erfahrenen Hersteller vorgesehen, die sich der jungen Absolventen bei der Erlangung ihrer Selbständigkeit annehmen: ein in Europa wohl einzigartiges System der Nachwuchspflege, das zugleich die oft lähmende, weil feindselige Konkurrenz zwischen den Generationen so gut wie ausschließt.

Hans-Dieter Roos

Die Geister, die ich rief . . .

Sehr erbost zeigte sich der italienische Star-Produzent Dino de Laurentis über die Kapripen vieler hochbezahlter Filmstars: „Sie fallen nur noch durch ihr schlechtes Benehmen auf und sind mitschuldig an der sich ausbreitenden internationalen Filmkrise. Ihre überhöhte Stargage steht in keinem Verhältnis mehr zu der gebotenen Leistung.“

Heikles Thema

Präsident Kennedys kleiner Bruder Bob, cleverer US-Justizminister, hat ein Buch über den Einfluß des organisierten Verbrechertums auf die amerikanischen Gewerkschaften geschrieben, das nun verfilmt wird. Als Regisseur verpflichtete man Budd Schulberg, der seinerzeit mit „Die Faust im Nacken“ eine thematisch und formal starke, unvergessen scharfe Attacke gegen das Gangsterunwesen im New Yorker Hafen geritten hat.

Überraschend

So wunderbarlich das nun auch klingen mag: Westdeutschlands Filmindustrie konnte 1961 in Österreich, der Schweiz und in den Niederlanden ihre Exportergebnisse leicht verbessern. Während wir in der Anzahl der gespielten Streifen in der Schweiz immerhin hinter den USA, Frankreich und Italien an vierter Stelle stehen, nehmen deutsche Filme in Österreich und in den Niederlanden bereits den zweiten Platz hinter den USA ein.

Anekdote

Hannes Messemer gibt gern eine Geschichte zum besten, die ihm während den Dreharbeiten zu „Nachts, wenn der Teufel kam“ passierte. Drehreif geschminkt und in der Uniform eines SS-Standartenführers fuhr er in seinem offenen Wagen mit dem Kennzeichen BO (Bochum) vom Atelier zum Ort der Außenaufnahmen. Unterwegs an einer Kreuzung mußte er anhalten. Neben seinem Wagen stand ein älteres Ehepaar. Die Frau sah Messemers SS-Uniform, erbleichte und drückte sich ein wenig fester an ihre bessere Hälfte. Der Mann tätschelte seiner Frau beruhigend den Arm, wies auf das Nummernschild und meinte trocken: „Bonn!“

Raffinierte Methoden auf dem Lande

Auf einen psychologisch interessanten Trick verfiel man in China, wo Filmbesucher in manchen Städten auf dem Land einfach nicht dazu zu bewegen sind, Eintrittsgeld für einen Film zu bezahlen, dessen Qualitäten sie noch nicht kennen. Die Leute werden in den betreffenden Städten vielfach unentgeltlich eingelassen. Der Film springt dann später an einer besonders spannenden Stelle abrupt ab. Es wird für eine kurze Zeit hell, und man kassiert Eintrittsgeld. Wer nicht zahlen will, muß dann das Kino sofort verlassen.

Scharfe Kritik

Wegen mangelnder Steuerung der Filmproduktion wandte sich die „Prawda“ mit scharfen Worten gegen das russische Kulturministerium.

Das Blatt warf dem von Frau Furzewa geleiteten Ministerium vor, es habe seine Führungsrolle bei Beeinflussung der Thematik, der künstlerischen Qualitäten und der ideologischen Richtung ebenso vernachlässigt wie die Erziehungsarbeiten unter Filmschaffenden. Nur selten noch würde in einem neuen Film der Typ des heldenhaft-überzeugten Genossen vorgestellt. Die „Prawda“, die eine Verhinderung des Anlaufens ideologisch schwacher Streifen forderte, ermahnte die sowjetischen Filmemacher schließlich zum Kampf gegen westliche Ideologie, Faulheit, Disziplinlosigkeit bei der Arbeit und dergleichen mehr. Interessant, nun einmal abzuwarten, wie Ministerin Furzewa darauf reagiert.

H. P.



Aus Protest gegen ihre Mutter Helen, die sich wieder einmal mit Heiratsgedanken trägt, trifft sich das Mädchen Jo (Rita Tushingham) mit dem farbigen Matrosen Jimmy (Paul Danquah). Als Jo weiß, daß sie ein Kind erwartet, fährt Jimmy auf Nimmerwiedersehen zur See

Foto: Europa

Bitterer Honig

Europa-Filmverleih

Wenn der auch in sommerlicher Flautezeit dem Film treugebliebene Kinogänger, der mit einem lachenden und einem weinenden Auge Lückenbüßer wie „Das schwarze Monokel“, „Vor Salonlöwen wird gewarnt“ und dergleichen mehr durchstand und sich schließlich noch wacker durch das halbgare Boccaccio-70-Potpourri gegähnt hat, auf den englischen Film „Bitterer Honig“ stieß, mag er sich zunächst einmal verduzt die Augen gerieben haben.

Sollte es möglich sein? In einer Zeit überwiegend filmischer Plattheiten solches, das mit zum Besten, Subtilsten und bei aller Offenheit zugleich Geschmackvollsten gehört, was er in den letzten Jahren über die Leinwand flimmern sah?!

Nun, hätte er gewußt, daß Regisseur Tony Richardson zu jener Gruppe junger englischer Künstler gehört, die sich Free-Cinema nennt und schon eine Reihe Filme bester englischer Schule hervorgebracht hat (The Entertainer, Der Weg nach oben, Zorniges Schweigen, Samstagabend bis Sonntagmorgen – um nur einige aufzuzählen), die Wirkung wäre, wenn gleich ebenso stark, weniger überraschend gewesen.

Das heranwachsende Mädchen Jo haust mit seiner Mutter, einer ausgelebten Dirne zusammen. Auf Grund überfälliger und nicht zu bezahlender Miete wird oft und heimlich die Bude gewechselt. Und während Mama wieder einmal auf den Strich geht, der das Geld bedeutet, sucht Jo woanders Liebe, Verständnis

und ein wenig Glück: in den Armen eines dunkelhäutigen Schiffkochs. Doch das Glück dauert nur wenige Stunden, und danach fordert es seinen hohen Tribut. Der Geliebte ist wieder auf hoher See, kehrt vielleicht nie zurück, und Jo, die sich mittlerweile von ihrer Mutter getrennt hat, entdeckt ihre Schwangerschaft. Der homosexuelle Junge Geoffrey, mit dem sie zusammen wohnt, sorgt sich rührend um sie. In fast ungetrübter Kameradschaft zu Geoffrey verlobt Jo erstmals in ihrem Leben einige Tage bescheidenen Glücks, lernt sie spüren, was es heißt, geborgen zu sein.

Dann aber fällt die Mutter in diese Idylle ein, das vielzitierte Beispiel des Elefanten im Porzellanladen. Der jüngere Liebhaber, um desentwillen sie ihr Kind im Stich gelassen, ist ihrer überdrüssig geworden. Geoffrey möchte sich nicht zwischen Mutter und Kind stellen und geht, läßt Jo mit ihrer Erziehungsberechtigten zurück. Und alles läuft wieder ab wie zuvor . . .

Nie ganz ohne dichterischen Abstand verfolgt der Film, ausgestattet mit einem hochentwickelten Sinn für feine Zwischentöne, fürs Poetisch-Realistische, kurze Zeit den Schicksalsweg einiger verlorener Menschenkinder. Doch ist er bei aller Düsternis nie hoffnungslos, bei aller Offenheit nie peinlich.

Richardsons Meisterstück ist nach einem Schauspiel der jungen Shelagh Delaney entstanden, man merkt es dem Streifen in keiner Szene an. Das ist Film, wie Film sein kann und immer sein sollte. Die diesem Medium an-

haftenden Eigengesetzlichkeiten sind Kamera und Regie bestens bekannt und werden virtuos ausgespielt. Bilder von ungetrübter Prägnanz und Leuchtkraft geben die Stimmungen der Personen bis in kleinste seelische Regungen wieder, und, unterstützt an Hand teils spritzig schnoddriger, teils lyrisch angehauchter Dialoge, werden die Charaktere der Mitwirkenden immer mehr erhellt und schließlich mit einem Gefühl fürs Echte, Wahre lupenscharf herausgearbeitet. Die Hauptdarsteller liefern ein so schillerndes und intelligentes Zusammenspiel, daß man keinen vorziehen, ihnen allen gemeinsam danken möchte: Der Neuentdeckung Rita Tushingham für ihre Jo, Dora Bryan für ihre Mutter und Murray Melvin für seinen Geoffrey.

Ein künstlerisch und aussagemäßig erstaunlich reifes Werk, das an fotografischer Präzision, schauspielerischem Gestaltungsvermögen, lebensnaher Thematik und dramaturgischer Gestrafftheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Die Gruppe des Free-Cinema notiert Begebenheiten ohne Tendenz und moralistische Ambitionen. Möglich, daß sie gerade deshalb erreicht, was anderen, direkteren zu erreichen nicht gegeben ist.

Hoffen wir, daß weitere Filme dieser Gruppe halten, was die Kollegen von der „Neuen Welle“ allzuoft leider nur versprochen haben.

Hans Plück

Bei den Indianern der Anden

In der zweiten Folge seines Berichtes über die Hilfe an die Andenländer Peru, Ecuador und Bolivien schildert Oskar Baier von der wirtschaftspolitischen Abteilung des DGB-Bundesvorstandes seine Erlebnisse in Bolivien und Peru.

Im Frühling 1960 traf ich zum ersten Male in Peru ein. Mein Auftrag war klar umrissen. Es galt, im Dorfe Taraco, am Titicacasee, in einer Höhe von 4300 m über dem Meeresspiegel, den Bau von Gebäuden für eine Handwerkerschule der Anden-Aktion der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) einzuleiten. Darüber hinaus sollte ich die gemachten Anfänge für die handwerkliche Ausbildung der Andenindianer in Bolivien und Peru für die ILO begutachten und eine Untersuchung für das Auswärtige Amt durchführen, das im Rahmen der technischen Hilfeleistung an Entwicklungsländer im Süden Boliviens eine Handwerkerschule einzurichten gedachte.

Wie schon geschildert, entsprach die Klarheit der Aufgabe durchaus nicht den recht nebelhaften Vorstellungen, die ich als Rhein-Main-Europäer von der südamerikanischen Indianerfrage hatte. Glücklicherweise erhielt ich sofort eine gründliche Lehrzeit, denn der Gutachterauftrag brachte mich zunächst nach Bolivien, dem klassischen Indioland der westlichen

Erdhälfte, und verhalf mir zu einer Reise von mehreren tausend km über die holprigen und wildverschlungenen Straßen des Hochlandes bis hinunter in die tropischen Niederungen von Santa Cruz in Begleitung von wirklichen Landeskennern. Bolivien ist ein Land, das seit 1952 einen gewaltigen Revolutionsprozeß durchmacht. Dort ist die Macht der alten feudalen Führungsschichten bereits gebrochen, die Bodenreform durchgeführt, der Indio auf vollem Wege zur Freiheit und zum Fortschritt. Es war für mich darum äußerst lehrreich, gerade dort mit der indianischen Frage in direkte Berührung zu kommen, erkannte ich doch in aller Schärfe die Sünden der Vergangenheit an dieser wertvollen Menschengruppe, aber auch die Fehlgriffe einer überstürzten und nicht immer den tatsächlichen Gegebenheiten entsprechenden Revolutionierung, die darum den Eingeborenen nicht zum vollen und erstrebenswerten Vorteil gereicht hat. Ich begriff, daß es nicht genügt, die alten, überlebten sozialen Strukturen zu zerschlagen, sondern daß man an ihrer Stelle auch sozial und wirtschaftlich voll funktionierende Lösungen setzen muß, denn im letzten Grunde bleibt es gleichgültig, ob das Elend der Andenindianer eine Folge der feudalen Ungerechtigkeiten einer reaktionären Führungsschicht oder aber der absoluten Unfähigkeit der zur Neuordnung berufenen Kräfte ist. Damit will ich aber nichts gegen die bolivianische Regierung gesagt haben. Es fehlen ihr einfach die ausgebildeten Menschen, um die Vielfalt der gestellten Aufgaben zu bewältigen. Und solange das Schul- und Ausbildungswesen nicht funktioniert, die

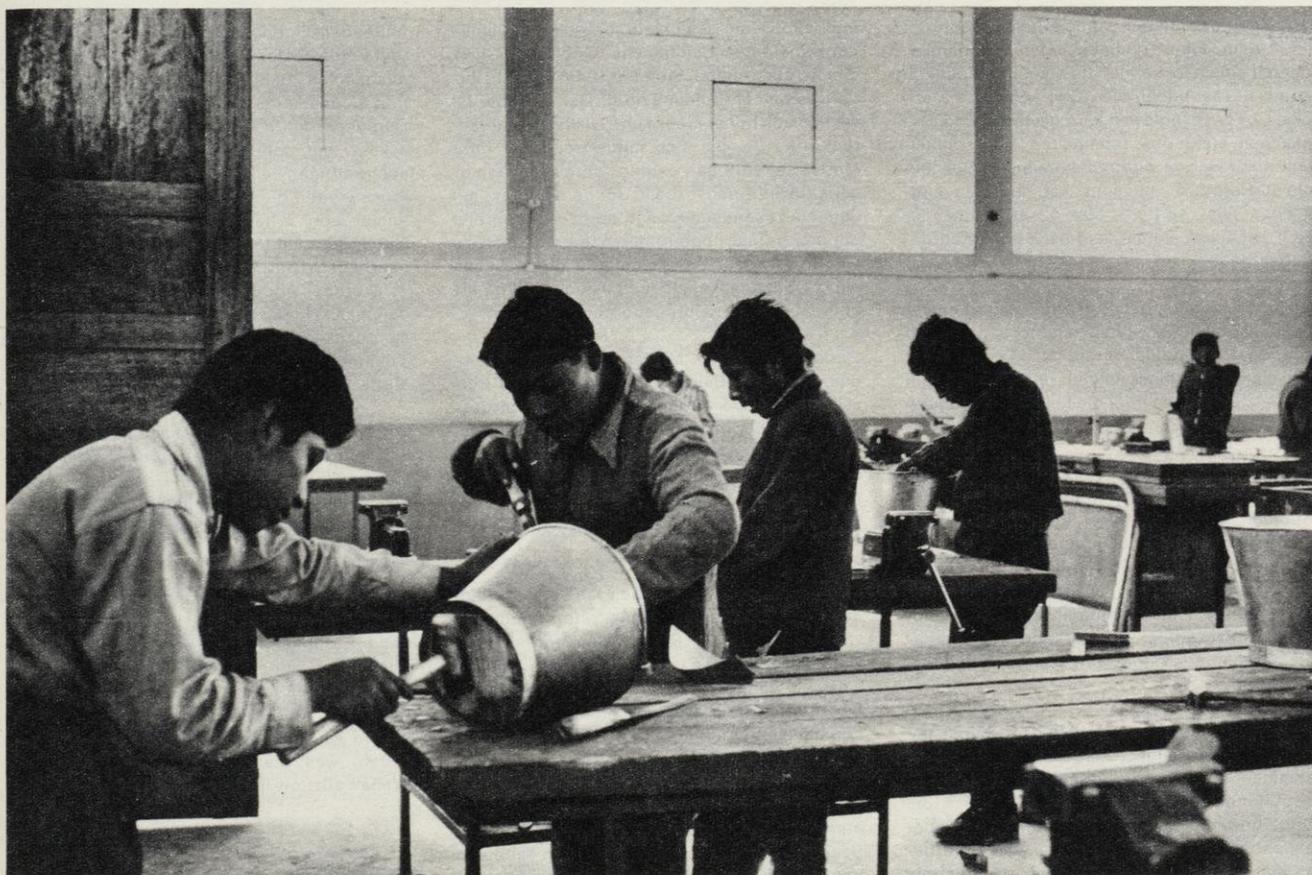
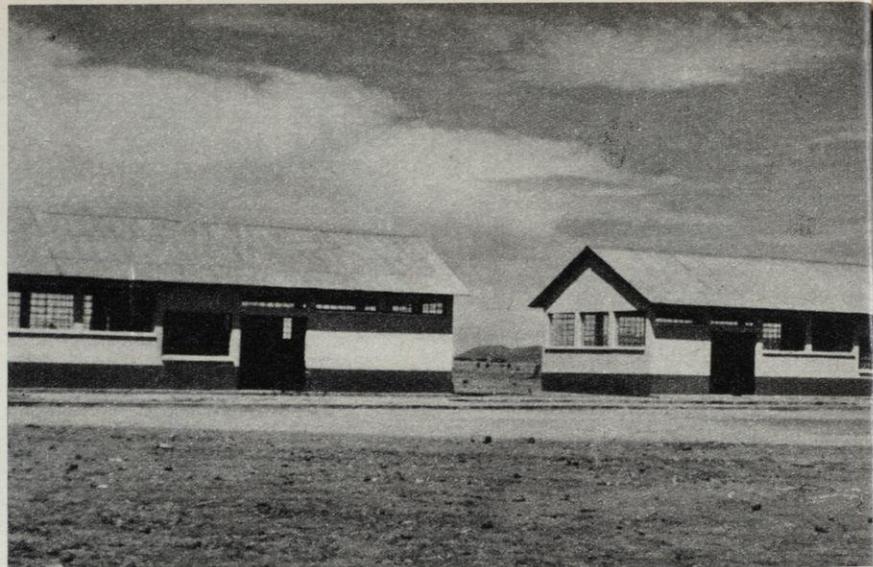
Zahl der Lehr- und Ausbildungskräfte nicht ständig steigt, ist der Aufbau einer sozial gerechten und fortschrittlichen Gesellschaft von unten her gehemmt, auch wenn er von oben her gewünscht und angestrebt wird. Hier, wie überall in den Entwicklungsländern, fängt das Problem beim Menschen selbst an. Es hat also echten Sinn, sich einmal erst direkt um den Indio selbst zu kümmern. Was soll aus den schwindelerregenden wirtschaftlichen und sozialen Großplanungen der Allianz für den Fortschritt werden, wenn Menschen nicht mitziehen können? Das Ausbildungswesen hat unbedingten Vorrang, und die handwerkliche Ausbildung junger Indianer ist dabei ein ganz wesentlicher Teil der Aufgabe. Die ILO und der DGB sind also auf dem rechten Wege!

Mit dieser bald zur absoluten Gewißheit gewordenen Erkenntnis ging ich damals an die Arbeit, ging in die Indiodörfer, kroch in die fensterlosen Lehmhütten, sah die magere Kost des Hochlandes in verräucherten Erdtöpfen auf niedrig glimmenden Reisigfeuern brodeln, in Lumpen gewickelte Babys auf dem kalten Boden strampeln oder sich an wärmende Lamas oder Mutterschweinen ankuseln. Und alles erschien mir traurig, wie der leere Blick der Coca kauenden Erwachsenen und die gelegentlichen Melodien ihrer Quenaflöten. Anders war es nur dort, wo diese Menschen Felder zum Bestellen hatten, wo sie arbeiten konnten, wie z. B. auf ihren bunten, bewegten Märkten, auf denen nicht nur Lebensmittel und einfache handwerkliche Produkte, sondern auch Dienstleistungen ange-

boten werden: Schuster reparieren Sandalen mit den Resten alter Gummireifen. Schneider nähen Kleider auf uralten Nähmaschinen. Schreiner nageln Gebrauchsgegenstände aus ungehobelten Brettern zusammen. Ihr Hauptprodukt sind kleine Kindersärge. Mechaniker basteln an alten Pumpen oder Fahrrädern. Mattenflechter verkaufen Körbe und Schilf- und Binsenmatten, auf denen Indios schlafen. Alte Indianerinnen weben bunte Decken, häkeln Chullos (Wollmützen) und Halstücher, pressen Filz aus Ziegenhaaren und Hüte aus dem gleichen Material. Sie machen alle ihre Arbeit mit großem Ernst und angeborener Geschicklichkeit. Sie könnten also Hervorragendes leisten, wenn man ihnen beibringt, wie, wenn man ihnen gutes Handwerkszeug gibt, wenn man ihnen zeigt, wie sie am besten ihre Ausgangsstoffe behandeln. Geschäftstüchtig sind diese Menschen auch. Man muß sie nur einmal um ein Meerschweinchen für den Sonntagsbraten feilschen hören.

Bei ihren Festen können sie auch die ganze Traurigkeit des Hochlandlebens von sich abschütteln und recht lustig und ausgelassen sein. Chicha (sprich Tschitscha), ein Gärgebräu aus Mais und anderen unerfindlichen Dingen, ist das Feiergetränk. Männlein und Weiblein sprechen ihm mit Eifer zu. Aber Mann und Frau betrinken sich niemals gleichzeitig, damit einer den anderen noch nach Hause bringen kann. Der Mann als Herr und Gebieter darf dabei meistens auf einem Esel reiten, während seine Frau barfüßig hinterher marschiert. Musik und Tanz spielen bei solchen Festen eine große Rolle. Vorherrschend ist der Gruppentanz in bunten Kostümierungen und phantastischen Aufmachungen mit bunten Federbüschen, Spiegeln und Tand, bestickten Gewändern, Papierblumen und ausgestopften Tieren. Dabei nehmen diese Indios auch gern alles auf die Schaufel, was ihnen einmal Ärger macht. Sie karikieren Militärs, Regierungsbeamte, Touristen und natürlich „Onkel Sam“, aber auch die Steuereintreiber. Die Tanzgruppen sind mit entsprechend komisch angezogenen Figuren geradezu gespickt. Wie in alten Inkazeiten besteht die Musik nur aus Flöten vielerlei Klangarten und dumpfen Trommeln. Melodien gehen meistens im wuchtenden Rhythmus verloren. Saiteninstrumente erlebt man seltener und in der Nähe der Städte sogar schon Mundharmonikas. Gefeierte wird immer aus irgendeinem Grunde, und an solchen fehlt es nicht: Taufen oder Hochzeiten, nationale oder kirchliche Feiertage, Besuche von Regierungsleuten oder kirchlichen Würdenträgern. In Bolivien feiert man seit 10 Jahren am häufigsten die Revolution. Vielleicht wäre es besser, mehr für sie zu tun, denn die Befreiung der Menschen aus Elend und Not, Rückständigkeit und Primitivität ist immer noch fällig!

Nach der gründlichen Bekanntschaft mit dem Indio-Problem in Bolivien, wo ich natürlich auch die ganze Primitivität der Landbestellung und der Ernteweise erlebte, aber auch die Fortschritte sah, die sich aus der Agrarreform ergaben, kam ich gut vorbereitet und eingeführt



Die ersten Lehrlinge



nach Peru, um den Auftrag Taraco durchzuführen. Mit der Arbeit der Anden-Aktion war ich bereits am bolivianischen Ufer des Titicacasees in unmittelbare Berührung gekommen. Mir war auch inzwischen klar geworden, daß das Bauen von Gebäuden in diesen Gegenden und Höhen und unter gänzlich anders gearteten Gegebenheiten keine Kleinigkeit sein würde. Ich war also für meine eigentliche Mission „aufgeklärt“ und nicht mehr einer jener europäischen Besserwisser, die man in Südamerika wegen ihrer Ahnungslosigkeit von dieser Umwelt sarkastisch „paracaidistas“, d. h. Fallschirmspringer, nennt. Meine Arbeit in Taraco konnte nun beginnen.

Nun, in jedem grauen Dörfchen aus sonnengebrannten Lehmziegeln hatte sich ein Aktionszentrum der Anden-Aktion installiert. Dort waren auch die Kisten mit den vom DGB gespendeten Lehrwerkstatteinrichtungen eingetroffen. Ein Teil von diesen Dingen fanden in einer kleinen Behelfswerkstatt Aufstellung. Als ich dort 1960 eintraf, suchte ich erst nach den Kisten. Sie waren alle da, säuberlich eingelagert und gut beaufsichtigt. Südamerika ist nicht unbedingt immer so unredlich, wie Reiseschriststeller gern behaupten. Die Behelfswerkstatt war allerdings ärmlich und überzeugte mich nicht. Es mußte also gebaut werden. Von hier hatte ich dafür Pläne mitgebracht. Schon die erste Ortsbesichtigung ergab, daß diese Pläne umgezeichnet werden mußten. Aber wo und von wem? Unten in der süperuanischen Metropole Arequipa, also jenseits der West-Kordillere, bestand die einzige Möglichkeit, im Baubüro einer deutschen Brauerei. Unsere Landsleute halfen mir selbstlos bei dieser Arbeit.

Bei der Einweihung Ende Mai 1962 durfte ich feststellen, daß ebenso zweckmäßig wie schön gebaut worden ist. „Unsere“ Handwerkerschule in Taraco ist architektonisch ohne Übertreibung ein Schmuckstück des Hochlandes. Wir haben mit den vorhandenen Mitteln mehr bauen und ausführen können, als ursprünglich vorgesehen war. Der Erfolg spricht für die Methode und für die Anden-Aktion. Es wurde nämlich 1960 beschlossen, die Ausführung nicht einer der meist sehr teuren peruanischen Bauunternehmen anzuvertrauen, sondern sie in eigener Regie durchzuführen.

Die Einweihung am 23. Juni gestaltete sich zu einem für alle Beteiligten wirklich unvergessenen Fest, zu dem nicht nur die Vertreter der Behörden und der internationalen Organisation der UNO erschienen, sondern auch der deutsche Botschafter in Peru, Dr. Heinrich Northe und seine Frau, sowie der Bischof von Juli, der die landesübliche religiöse Einsegnung vornahm.

Ich will hier nicht über die zwölf Reden berichten, die bei diesem Anlaß gehalten wurden. Aber ich möchte nicht verfehlen zu erzählen, daß dabei auch ein alter Indio in seiner bunten Tracht ans Mikrophon trat, um als Vertreter der Familienväter zu danken. Choquehuanca

sagte, nun hätten ihre Jungen als Mechaniker und Schreiner „eine andere Zukunft vor sich als die von Bauern, Fischern oder Lamahirten“. Das würde man am Titicacasee den deutschen Arbeitern, die das Geld für die Handwerkerschule Taraco spendeten, nie vergessen.

Auch eine andere Episode des Festes verdient Erwähnung. Ich hatte den indianischen Schülern von Taraco einen Wimpel und Abzeichen der deutschen Gewerkschaftsjugend überreicht. Als die Stunde des Festumzuges kam, trugen sie eben jenen schwarz-rot-goldenen Wimpel feierlich durch die jubelnden Indianermassen. Und jeder von ihnen hat seitdem Tag und Nacht sein Abzeichen der Gewerkschaftsjugend angesteckt. Die Bedeutung dieser Gesten kann nur der ermessen, der um die Nüchternheit und das Mißtrauen der Indios allen Ausländern gegenüber weiß. –

Nach dem eigentlichen Festakt erwarteten die Kenner des Landes den üblichen karawanenhaften Abmarsch der Indianer in ihre Dörfer. Aber nein, sie blieben, verteilten sich rings auf dem Festplatz in Familien oder Stammesgruppen und tanzten, tranken und feierten. Für mich war das Ganze ein unvergeßliches Erlebnis. Mit einem Tonbandgerät ging ich von Gruppe zu Gruppe, um Musik aufzunehmen. Überall nahm man mich sofort in den inneren Kreis auf, bot mir Chicha und gebratene Kartoffeln an und bemühte sich, mir irgendwie Freundlichkeiten zu erweisen, schickte Kleinkinder mit Papierblümchen ins Treffen, brachte ausgestopfte Füchse an, damit ich sie strei-

chele, denn das bringt nach ihrer Ansicht viel Glück. Wenn ich dann das zuvor aufgenommene Tonband wieder ablaufen ließ und die Indios ihre eigene Musik wiedererkannten, gab es jedesmal kindliches Gelächter und größtes Vergnügen.

Eines war mir klar. So verhielten sich Indios nur selten gegenüber dem Weißen Mann. Eine besondere Atmosphäre umgab uns. Das diesen Menschen durch bitterste Erfahrungen ganzer Generationen anerzogene, keineswegs jedoch angeborene Mißtrauen schien ganz und gar verschleudert. Oder bilde ich mir das nur einfältig ein? – Ich ging wieder zurück zur Gruppe der Regierungsvertreter, Diplomaten und UNO-Experten und befragte den großen Indiokenner Carlos d'Ugard, den Regionalchef der Anden-Aktion. – Er bestätigte meine Wahrnehmungen und sagte etwa folgendes: „Ja, Sie haben Recht. Die Indios sind heute besonders fröhlich und aufgeschlossen. Der Schulneubau hat ihnen wieder Vertrauen gegeben. Für uns ist damit auch psychologisch ein neuer Anfang gemacht. Bei den Einweihungen der anderen Zentren der Aktion hielten sich die Indios noch völlig zurück. Jetzt sehen sie aber, daß wir nicht aufhören, uns ernstlich um sie zu kümmern. Ich freue mich besonders darüber, daß wir diesen entscheidenden Durchbruch in den seelischen Bereich der Indios dieser Region gerade in Zusammenarbeit mit den deutschen Gewerkschaften erreicht haben. Schon der Aufmarsch so vieler Tausende hat mir angezeigt, daß jetzt und hier etwas ganz Wesentliches passiert ist.“

Die Handwerkerschule in den Anden

Noch klingt die Indiomusik von Taraco mir in den Ohren, ziehen die bunten Bilder des gewaltigen Festumzuges an mir vorüber. Und so stelle ich mir immer und immer wieder die Frage: Hat unser Tun da oben auf dem „Dache Südamerikas“ wirklich Sinn?

Ich kann nur rundheraus mit Ja antworten! Das Ganze ist Entwicklungshilfe mit echtem humanitären, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Gehalt, ohne uneingestandene Hintergedanken, aber auch frei von jeder billigen Sozialsentimentalität. Es ist ein handfestes Zupacken, eine Aufgabe, wie sie gerade Gewerkschaftlern liegt. Wir tragen dazu bei, Nachfahren alter Kulturvölker von den Folgen eines brutalen äußeren Einbruches in ihre einst so wohl organisierten sozialen Ordnungen zu erlösen und kürzen damit ihren Weg zu echter Freiheit und erträglichen Lebensverhältnissen ab.

Fotos: Oskar Baier



Bei der Einweihung der Schule

Der Irre

Ein Irreer war aus dem Tollhaus entsprungen. Es gelang ihm, sich Zivilkleidung zu verschaffen, in die nahegelegene Stadt zu kommen und sich dort unter die normalen Menschen zu mischen.

Er war müde. Und da er ein großes Gebäude sah, über dessen stolze Treppen viele Leute aus und ein gingen, betrat auch er das Gebäude, um dort einen Raum zu finden, wo er sich setzen konnte.

Das Gebäude aber war die Universität.

Der Irre kam in einen kleinen Saal, in dem ein philosophisches Seminar tagte. Er setzte sich auf eine der Bänke und hörte zu, was die anderen redeten. Nach einiger Zeit jedoch sprang er auf und rief in erregtem Ton: „Meine Damen und Herren! Die psychophysische Komponente der ontologischen Erkenntnis ist von metaphysischen Transzendentalwerten abhängig, und zwar derart, daß sich der hedonistische Ersatztriebstoff parallel auf das traumatische Plasma projiziert, nach der Formel: Sinnesdruck multipliziert mit Kosmos gebrochen durch Abstraktion mal Wurzel aus Erfahrung.“

Ein beifälliges Murmeln ging durch den Raum, man beglückwünschte den Redner und lud ihn ein, bald wiederzukommen. - Der Irre war nun ausgeruht und ging wieder auf die Straße.

In einem Park sah er einige Leute mit langen Haaren, großen Hüten und Brillen, die erregt diskutierten. Er mischte sich unter sie, was weiter nicht auffiel, hörte eine Zeitlang auf ihre Gespräche und sprach dann plötzlich laut und vernehmlich: „Liebe Freunde! Ich aber sage euch: Nur wer das dreifache Spektrum der Wiedergeburt durchlaufen hat und seine seelische Farbe unvermischt durch die Dimensionen emporführt, kann teilhaftig werden der höheren Stufe der Seelenschau und eingehen in den großen Kreislauf der entmaterialisierten Materie. Ich habe gesprochen!“

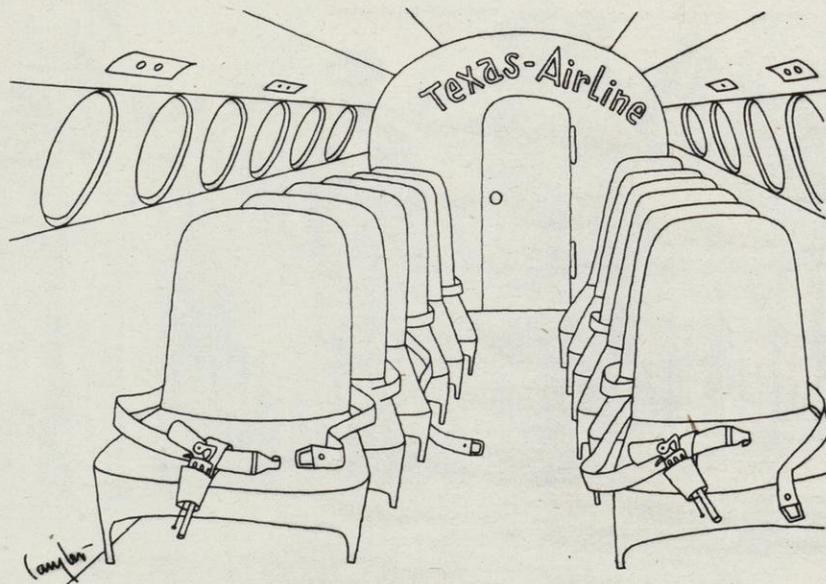
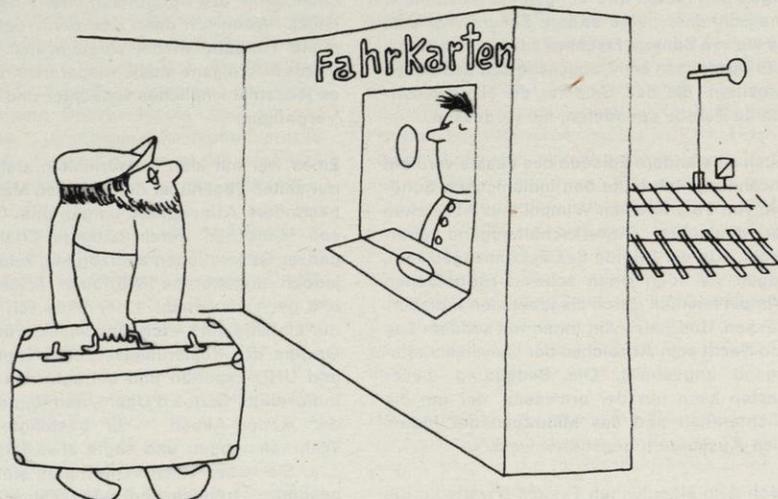
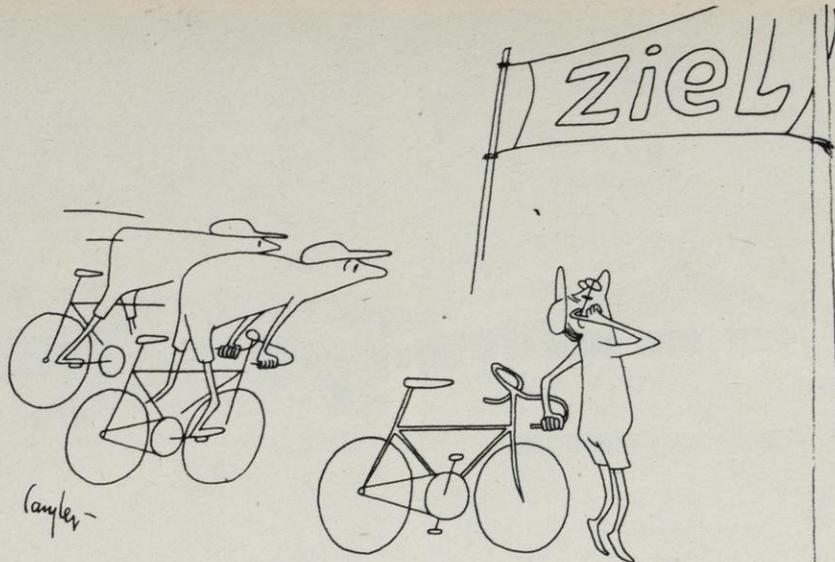
Alle Zuhörer waren blaß vor Zustimmung und Begeisterung. Sie drückten dem Irren die Hände und luden ihn ein, ihrer nächsten Zusammenkunft als Ehrgast beizuwohnen.

Der Irre aber lief davon und kam zum Kinderspielplatz. Er hockte vor zwei spielenden Mädchen nieder, verzerrte sein Gesicht zu einer Grimasse, klatschte mehrmals in die Hände und rief mit verstellter Stimme: „tata - la la - gu gu - gu - gu -“

„Ach, wie schön der fremde Onkel mit euch spielt!“ sagte die Mutter der Mädchen freundlich. „Wollt ihr euch wohl bei ihm bedanken!“ Die Mädchen knickten dankbar, und die Mutter bat den Irren, er möge doch, wenn seine Zeit es ihm erlaube, bald wiederkommen und ihr weiter dabei helfen, aus ihren Töchtern brave und kluge Menschen zu machen.

Dann aber ging der Irre einer ständig größer werdenden Schar nach, die sich in einer bestimmten Richtung bewegte. Auf dem Stadtplatz wurde eben ein Denkmal enthüllt, an dem beliebte Künstler jahrelang gearbeitet hatten, ein Denkmal, das die Größe und Unvergänglichkeit des betreffenden Staates symbolisieren sollte. Es war aus Gold und hellem Marmor, hatte antike Säulen mit gotischen Verzierungen, zu denen nackte weibliche Gestalten in künstlerisch und anatomisch unmöglichen Positionen Girlanden emporstreckten, die in den Farben Grün und Blau gehalten waren. Um Raum für dieses Denkmal zu gewinnen, hatte man die edlen, uralten Bäume fällen müssen, die eine Zierde des Platzes gewesen waren.

Eben fiel die Hülle. In andächtig bewunderndem Schweigen bestaunten die Honoratioren und die Menge das geschmacklose Machwerk. Da sagte der Irre in die Stille hinein, mit lauter und durchdringender Stimme: „Pfui Teufel!“ Man überwältigte ihn und brachte ihn ins Irrenhaus zurück.



Der Meister schwört auf Schalke

Mein Frisör, bei dem ich mir halb gutwillig halb widerwillig die Haare schneiden lasse, hat keinen Laden, sondern unterhält einen Salon. Ein Salon ist sein Laden deshalb, weil er Wert auf Unterhaltung mit seinen Kunden legt. Auf so banale Dialoge wie die über das Wetter oder den Einbruch beim Juwelier um die Ecke läßt er sich nicht ein. Er kennt nur ein Gebiet, das würdig ist, diskutiert zu werden und das ist der Fußball.

Er selbst schwärmt für Schalke, während sein erster Gehilfe mit dem 1. FC Köln hält. Das ist übrigens ein Zeichen der Zeit. Früher konnte sich ein Frisörgehilfe keine andere Meinung als die seines Meisters leisten. Heute kann er's, und er tut's mit erhobenem Messer, indem er die Schalcker miesmacht.

Ein Kunde, der etwa auf den HSV baut oder von den Nürnbergern oder Offenbachern eine gute Meinung hat, bekommt etwas zu hören und zieht zwangsläufig den kürzeren. Denn der aufgeregte Gehilfe hantiert in diesem Falle so gefährlich mit der Schere am Kopf der Kunden herum, wenn es gilt, den Kölner Fußball zu loben, daß dieser, aus Angst vor einer unbedachten Bewegung, lieber mit seiner Meinung zurückhält. Das ist zugleich klug und weise, weil man ja Fanatiker nicht überzeugen kann. Bei dem Gehilfen ist die Vorliebe für den 1. FC Köln auch verständlich, denn er stammt aus einem linksrheinischen Kaff. Und zum Bodenständigkeit gehört auch das Daumendrücken für einen Fußballverein.

Beim Meister liegen die Dinge komplizierter, denn er stammt gar nicht aus dem Kohlenpott, wo die Schalcker zu Hause sind. Er kommt aus einer sportlich völlig unterentwickelten Gegend, in der es weit und breit keinen Oberligaverband gibt. Daß er ein Schalckefreund ist, sieht man schon an der königsblau gefärbten Wand, die dem Spieldreß entspricht. Seine Frau hält alle Fußballer für verrückt, was sie unangefordert allen Kundinnen unter den Hauben im Damensalon mitteilt.

Während andere Fußballfanatiker nach einem schwachen Spiel ihrer Mannschaft bis zum nächsten Sonntag nichts mehr vom Verein wissen wollen, bringt das der Meister nicht fertig. Jeder noch so berechnete Einwand über das Versagen seines Clubs wird mit einem überlegenen Lächeln quitiert. Er glaubt an die Einmaligkeit einer nicht verwandelten Vorlage wie eine Mutter an ihren Sohn im Gefängnis. Ein Lattenschuß seiner Stürmer bedeutet ihm soviel wie die Erscheinung eines Engels einem Gläubigen.

Er ist bereit, Spott und Hohn wegen seiner Nibelungentreue zu ertragen, die eigentlich einem Anhänger der Mannschaft von Wormatia Worms besser stünde, weil in Worms die Recken der Nibelungensage einst gelebt haben sollen. Wenn Siegfried Mittelstürmer gewesen wäre und Hagen Trainer, wäre nie Nibelungenblut geflossen.

Warum der Meister im weißen Kittel ausgerechnet auf Schalke schwört, obwohl er die Mannschaft nie spielen sieht und der Lokalverein auch scharfe Bälle verwandelt, gehört zu den Geheimnissen der menschlichen Seele, die selbst Röntgenstrahlen widerstehen. In seinem Innern lodert die Flamme des Ideals, und das ist heutzutage nicht wenig! An ihr wärmt sich der Frisörmeister, zumal seine Frau ihre eigenen Liebespfade gehen soll. Das Kegeln reizt ihn nicht, einem Gesangsverein gehört er nicht an, für Schrebergärten kann er sich nicht begeistern und Stilleben in Öl zu malen, überläßt er gern anderen. Da er weder Hund noch Vogel besitzt, bleibt ihm nicht viel, außer der halbvollen oder auch halbleeren Ladenkasse. Deshalb schwärmt er für Fußball. Deshalb schwört er auf Schalke.